
48544
776
WIDENER
HN Y9S3 S


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE





Ueber

Heinrich Heine.

Von

Eduard Schmidt-Weissenfels.

Nebst einem Anhange:

Aeltere, bisher nicht wieder abgedruckte

Dichtungen

von

Heinrich Heine.



Berlin.

Verlag von Carl Heymann.

1857.

...ane fund.

Theodor Mundt

als ein Zeichen aufrichtiger Hochachtung

vom

Verfasser.

Vorwort.

Dieses Buch ist keineswegs entstanden, um irgend einer polemischen Gesinnung Ausdruck zu verleihen; ich verwahre mich gegen diesen etwa auftauchenden Verdacht auf das Entschiedenste. Ebenso wünschte ich es nicht als eine Antwort auf die „Erinnerungen" von Alfred Meißner angesehen zu wissen; denn noch ehe dieselben erschienen waren, hatte ich diese Schrift schon vollendet.

Wie einen Rahmen legte ich den schlichten Kranz persönlicher Erinnerungen um die Karakteristik Heinrich Heine's, den ich als Dichter sowohl, wie als Mensch hierin zu schildern versuchte. Daß ich diesem Buche außerdem noch als Anhang ältere, jetzt wohl ungekannte Dichtungen Heinrich Heine's beifügen

konnte, hatte für mich um so höheren Werth, als sie theilweise als Belagstücke einzelner von mir aufgestellter Ansichten dienen; dann aber auch dem Leser Interesse einflößen werden, weil sie der ersten Blüthenzeit des Dichters angehören.

Berlin, 30. Oktober 1856.

Schmidt-Weißenfels.

1.

Der Lazarus in der Matratzengruft.

Es war ein prächtiger Sommertag des Jahres 1850, als ich über die Boulevards von Paris entlang, der Madeleinenkirche zuging. In jenem langsamen Tempo, welches sich wie ein Resultat des Wohlbefindens und der Behaglichkeit von Geist und Körper den Gliedmaßen mittheilt und den Ausdruck „Flaniren" für die Pariser hervorgebracht hat, passirte ich die schöne Promenade, auf welcher die feine Welt soeben ihre gewohnte Mittagsrevue hielt.

Plötzlich sah ich einen hübschen, etwa vierzig Jahre alten Mann mir entgegen kommen. Es war Gérard de Nerval, einer meiner besten Freunde und einer der talentvollsten, wenn auch nicht gefeiertsten Schriftsteller Frankreichs. Sein Gesicht war stark, von kurzem Haupthaar bedeckt und von einem dunklen Backenbart umsäumt; der abwärts gezogene Schnurrbart mit einem kleinen Büschel am Kinn gab der Physiognomie etwas militairisch Männ-

liches, während die sanften, fast träumerischen Augen unter der hohen Stirn einen Reflex von den Gefühlen dieses Mannes bildeten, der das Unglück hatte, mehr Dichter als Mensch zu sein. So wie Gérard in der That war, so erschien er auch; ein freies und offenes Gesicht, auf welchem die Güte, der Geist, der Witz und die Sanftmuth sich gelagert hatten. Er war einer jener Glücklichen, welche an der Seite der Prosa unserer Zeit wandeln, ohne sie zu sehen und ohne von ihr berührt zu werden, stets durch sein Ideal eingewiegt, immer zu jenen strahlenden Regionen der Poesie und der Liebe hingezogen, wo die traurigen Wirklichkeiten des Lebens erbleichen und die holde Lüge unserer Träume ihren Anfang nimmt.

Ich hatte seit Wochen Gérard nicht gesehen, obgleich ich sonst fast täglich mit ihm zusammen war. Indessen kannte ich diesen sonderbaren Karakter zu genau, um mich darüber zu verwundern. Gérard war im Stande am Morgen den Entschluß zu einer Reise nach dem Orient zu fassen, um am Mittage denselben mit fünf Sous in der Tasche auszuführen. Er hatte überdies die seltsame Manie, drei oder vier Wohnungen in verschiedenen Vierteln von Paris zu besitzen und ging wochenlang nicht aus, es wäre denn des Nachts gewesen, um sein Asyl im quartier latin vielleicht mit einem Zimmer an irgend einer Barriere zu vertauschen.

Ueberrascht und erfreut zugleich begrüßten wir Beide uns herzlich.

— Mein Gott, rief ich lächelnd aus, ich glaubte Sie bereits gestorben!

— Noch nicht, antwortete Gérard; aber es ist wahr, wir haben uns seit zwei Monaten nicht gesehen. Apropos, mein Lieber, Sie werden doch diesen Nachmittag mit mir zusammenbleiben, um so mehr, als ich in wenigen Tagen nach Weimar zu reisen gedenke?

— Nach Weimar? fragte ich erstaunt.

— Jawohl, nach Ihrem Deutschland; Stadler will es einmal; ich will es auch — eh bien, das genügt, um es auszuführen.

Ich wußte, daß der Archivar Stadler ein Freund und Bruder für Gérard war; seine Börse öffnete sich stets für ihn. Unwillkürlich war ich mit dem talentvollen Uebersetzer des „Faust" umgekehrt, und erst, als Gérard eine der Seitenstraßen einschlug, sah ich ein, daß er ein gewisses Ziel seinem jetzigen Gange vorgesetzt habe. Ich bat ihn deshalb, seine etwaigen Geschäftsbesuche erst nach Belieben zu beendigen, da wir uns ja am Abende in irgend einem Café wiedersehen könnten.

— O nicht doch, erwiederte Gérard darauf; ich gehe zu Heine. Der arme Teufel wird, wie Sie, glauben, daß ich schon längst gestorben sei. Sie sind ja ein Landsmann von ihm, also kommen Sie nur mit.

Dies Argument war keineswegs geeignet, mich zu einer Begleitung zu bestimmen. Berühmte Leute ohne einen genügenden Grund mit Besuchen zu belästigen, war mir von jeher etwas Unangenehmes, und welche Ursache konnte ich haben, den in Paris wohnenden deutschen Dichter zu besuchen? Ich machte deshalb Gérard gegenüber die Bemerkung, daß Heine wahrscheinlicher Weise eine jede Visite dieser Art verabscheuen werde.

— Sie irren sich, entgegnete der intime Freund von Heinrich Heine; er hat Nichts lieber, als einige Nachmittagsstunden in Gesellschaft zu verleben. Nur des Vormittags und wenn er arbeitet sind ihm Besuche lästig; alsdann pflegt er auch ohne Umstände seine besten Freunde fortzuschicken.

Gérard de Nerval's Intimität mit dem kranken deutschen Dichter war mir längst bekannt; er war vielleicht der Einzige, den Heine aufrichtig geliebt hat, und dem er Alles, selbst das Geheimste, anvertraute. Mein Wunsch, den berühmten Dichter zu sehen, war sehr natürlich, und ich hoffte überdies, daß mir die Freundschaft Gérard's als Empfehlungskarte von bestem Nutzen sein werde. Deshalb nahm ich keinen Anstand länger, bei so günstiger Gelegenheit Heinrich Heine zu besuchen.

Bald hatten wir die hohen schönen Häuser der stillen Rue d'Amsterdam erreicht. Einige Minuten später betraten wir nach einem Vorzimmer die Krankenstube Heinrich Heine's.

Ein Gefühl der Angst und Wehmuth beschlich mich unwillkürlich. In der Nähe von Geistern, welche wir wegen ihrer Thätigkeit als ungewöhnliche zu achten Ursache haben, bemächtigt sich selbst des Vorurtheilsfreiesten ein Gefühl der Unsicherheit und der Erwartung, welche jede Theorie von der Gleichheit aller Menschen in einen grauen Nebel auflöst. Seien es mit Recht oder mit Unrecht berühmte Männer, denen wir in unserer schlichten Menschlichkeit nahen; die Glorie mit ihrem mystischen Kranz zwingt uns, unwillkürlich eine gewisse Ehrfurcht ab.

Heinrich Heine, dessen Lieder seit zwanzig Jahren schon seinen Ruhm priesen, und dessen gewaltige Phantasie selbst den größten Prosamenschen in wunderholde Sphären versetzt hatte, in einem so düsteren Aufenthalte und in einem so traurigen Zustande zu finden, das mußte wahrlich jedem Gemüth die Schauer des Mitleids und der Wehmuth verleihen. —

Eine matte Dunkelheit ließ mich beim Eintritt in das Krankenzimmer längere Zeit in einem Zustande von Blindheit, während ein scharfer, den Athem benehmender Geruch mich überdies noch mehr betäubte. Unwillkürlich glaubte ich, daß dieser Aufenthalt nur von dem Athem Heine's geschwängert sei, von jenem Athem, welcher alle schönen Blumen verwelken ließ, sobald er sie berührte. Endlich gewöhnten sich jedoch die Augen an dies Licht von Grabgewölben. Hinter einem, das Zimmer fast in zwei Hälften theilenden Tapetenschirm stand das Bett, in welchem der Unglückliche damals fast schon zwei Jahre lang mit seinen Schmerzen und Träumen lag, und wo er, ein Wunder für Alle und wohl auch für sich selbst, noch fünf Jahre lang sterben sollte. Kaum vermochte ich unter der leichten weißen Bettdecke den kleinen Körper wahrzunehmen, der ohne Muskeln, ohne Fleisch, fast ohne Blut, nur einem mit feiner Haut überkleideten Skelette glich. Eben so schwer wurde es mir Anfangs, auf dem Bettkissen Heinrich Heine's kleines Gesicht zu unterscheiden, bei dessen Anblick mein Herz in der Brust plötzlich seinen heftigen Puls verlor und auf einige Augenblicke voller Mitgefühl erstarrte.

Die Stirn des Kranken trat weit hervor; nur spär-

liches Haar lag schlicht darüber hin; die Augenhöhlen waren tief; das eine Auge blieb gänzlich geschlossen, während das andre, starr und wässrig blau, nur hin und wieder durch einen wehmüthigen und blitzenden Glanz sich belebte und ein um so lebendigeres Farbenspiel annahm, je mehr der Kranke sprach. Sein Bart war weiß und struppicht und das einzige äußerliche Zeichen, daß der hier im Bett liegende Mensch kein Kind seiner Entwickelung nach, sondern ein Mann war.

Gérard wurde im Augenblick von Heine erkannt; er streckte ihm seine feine, kleine Knochenhand entgegen und sagte lächelnd:

— Ich sehe doch, daß der Wille des Menschen eine magnetische Kraft besitzt; denn ich wollte Sie heute sehen. Der Teufel, fuhr Heine fort, Sie scheinen nicht mehr eine und dieselbe Luft mit mir athmen zu wollen und sind trotzdem ein Dichter!

Gérard stellte mich ihm darauf als einen Landsmann vor.

— Ah, es wird Mode werden, sagte Heine halb zu mir gewandt, daß die deutschen Schriftsteller zu mir, wie die Muhamedaner nach Mekka pilgern. Und dabei sagen sie, daß ich keine Religion habe! Sehen Sie, Gérard, das ist curioser Weise das Ende von mir, daß ich zuletzt wie eine Reliquie betrachtet werde.

Es konnte mir nicht entgehen, daß sich Heine von den Besuchen der deutschen fahrenden Literaten keineswegs erbaut fühlte. Ich nahm deshalb sogleich Gelegenheit, ihm zu versichern, daß ich meinestheils nur auf Wunsch von Gérard diesen Besuch mir gestattet hätte.

— Glauben Sie doch, daß meine Freunde mir schon viel Unangenehmeres zugeführt haben, als Besuche. Ich bin heute überdies Jedermann dankbar, wenn er mir die Zeit vertreiben hilft. Wenn es nur anständig wäre des Nachts Besuche zu erhalten! — Ah, des Nachts!

Heine seufzte bei diesen Worten. Auf die Frage Gérards nach seinem Befinden entgegnete er fast klagend:

— Der Doctor Gruby ist ein Tyrann; er giebt mir Nichts, daß ich nur während einer einzigen Nacht die Wohlthat eines Schlummers genießen könnte. Es wird bald so weit kommen, daß ich das Schlafen verlerne.

In der That mußte Heine bei diesem Gedanken die Grausamkeit seines Zustandes entsetzlich erscheinen. Stets allein mit seinen Schmerzen, war die Nacht, wo Alles Ruhe findet und wo die schwarze Königin den Silberthau aus ihrem Rabenhaar belebend auf alle Blumen, alle Wesen drückt, für ihn eine qualvolle Marter. Kein Schlummer küßte diese müden Augen, kein Licht durfte die Pein dieses Elends lindern. Luft und Licht waren für ihn keine Elemente mehr und er löste das Räthsel, sieben Jahre lang fast ohne sie zu existiren.

Gérard theilte ihm darauf mit, daß er binnen einigen Tagen nach Weimar zu reisen gedenke.

— Sie Glücklicher, antwortete Heine mit einem Seufzer; dies Deutschland habe ich mehr geliebt, als vernünftig war. Hoffentlich werde ich nicht die Dummheit begehen dort zu sterben! Wollen Sie mir bei Gelegenheit ihrer Reise einen Gefallen thun, so fragen Sie doch in Deutschland an, in welchem Glauben man am besten stirbt. Ich beschäftige mich jetzt sehr ernstlich mit dieser

Frage und die deutschen Philosophen scheinen davon etwas zu wissen; denn seit einiger Zeit hört man von ihnen nichts mehr.

Mich wunderte es, daß Heine dies Alles mit fast ausdruckslosem Gesicht und mit einer abgerissenen, wenn auch wohltönenden Stimme bisher gesprochen hatte. Ohne besondere Theilnahme erzählte er noch über eine Stunde lang mit uns von allerhand ziemlich gleichgültigen Sachen. Plötzlich jedoch nahmen seine Züge einen Ausdruck von unverkennbarer Freude an.

— Ehe Sie abreisen, Gérard, suchen Sie mir noch meine Clélie auf. Nicht wahr, Sie versprechen es mir? Die kleine drollige Katze ist seit vierzehn Tagen nicht hier gewesen; sie mag sich vielleicht einen Liebhaber vom Ambigu verschafft haben; sagen Sie ihr aber nur, daß ich ihre Gastrollen nicht übel nehme und daß ihr kranker Henri mehr wie je nach ihr schmachtet.

Ich gestehe, daß mich diese Worte seltsam überraschten; Fräulein Clélie war, wie ich später erfuhr, eine Schauspielerin vom Ambigutheater und eine derjenigen, welche aus früherer Zeit her noch eine Anhänglichkeit an den jetzt kranken Geliebten bewahrt hatte.

— Bringen Sie sie her, Gérard, fuhr Heine fort, nachdem dieser ihm versichert, daß er seinen Wunsch erfüllen werde; es giebt kein Mädchen, welches so drollig wie sie ihre Liebesaffairen erzählt. Wissen Sie noch, Gérard, wie lustig es war, als sie uns erzählte, daß sie Ihrer Adrienne den Capitain der Nationalgarde weggekapert habe?

Gérard lächelte; aber dies Lächeln tanzte auf bleichen

Lippen. — Adrienne war die Jugendliebe Gérard's de Nerval, die er niemals vergessen hatte und welche vielfach dazu beigetragen hatte, daß er, in einer sanften Melancholie versunken, krank am Herzen und am Geiste war. Adrienne wurde später eine ziemlich frivole Sängerin, nachdem sie zuerst Nonne gewesen war; Beides erschütterte den armen Gérard, und als sie endlich plötzlich starb, starb auch ein Traum in seiner Brust und es blieb ihm Nichts, als auf dem Grabeshügel desselben verstohlen zu seufzen und zu weinen. Daß Heine ihn jetzt daran erinnerte, mußte ein bitterer Schmerz für sein weiches, melancholisches Gemüth sein; aber Heine liebte es, seinen Freunden Stiche zu versetzen und prüfte ihre Freundschaft durch die Witze, welche er über sie machte; denn, sagte er, wozu hat man seine guten Freunde, wenn diese sich über einen Witz erzürnen wollen?

Eine, wenn auch nur kleine Probe von dieser Theorie hatte ich eben gehabt; Gérard erzürnte sich auch keineswegs, sondern machte seinerseits eine Glosse darauf, welche Heine ein herzliches Gelächter ablockte. Die innere Welt dieses Schriftstellers war fast immer den profanen Augen der Welt verborgen; er war geisteskrank seit langen Jahren und doch ließ es keine seiner Schriften jemals errathen.

Heine nahm während dieses Besuches auch eine Anzahl loser beschriebener Blätter von seinem vor ihm stehenden Tische und gab sie Gérard mit der Bitte, ihm die Verse zu übersetzen.

— Das große Gedicht, sagte er, will ich zuerst in der Revue des deux Mondes veröffentlichen; verfehlen

Sie mir aber nicht die richtigen Schimpfworte zu setzen, da sie deutlich sein müssen, weil sie Deutschland angehen. Es giebt da eine Menge von Hunden, welche mich anbellen und die Handlanger von Schurken abgeben; diese letzteren besonders müssen einmal wieder gedruckt sehen, daß ich noch schreiben kann. Das Geheul dieser Sorte, wenn meine Peitsche sie getroffen hat, wird mir so wohl thun, wie eine Serenade.

Auf jenem kleinen Tische vor Heine's Bett lagen noch mehrere beschriebene Papiere, sowie ein Stoß loser weißer Octavblätter. Im Anfange seiner fürchterlichen Krankheit war der Unglückliche nicht mehr im Stande gewesen, schreiben zu können; der Schlagfluß hatte ein jedes seiner Glieder vollständig gelähmt. Dem vortrefflichen Arzte, Dr. Gruby, war es endlich gelungen, dem Dichter mindestens den Gebrauch seiner Hände zurückzugeben, so daß er die vielen einsamen Stunden mit dem Aufschreiben seiner Gedichte verkürzen konnte. Auf einem künstlich über seine Bettdecke ausgespanntem Pulte malte Heine mit Bleistift seine Verse mit fast zollhohen Buchstaben auf die weißen Blätter, so daß ein jedes dieser genau paginirten Papierstreifen kaum mehr als einige Zeilen enthielt. —

Endlich verabschiedeten wir uns.

Kaum waren wir einige Schritte auf die Straße hinaus getreten, als ein Wagen an uns vorbeifuhr, in welchem eine höchst sauber gekleidete, freundliche und ganz hübsche Frau von ziemlich starkem Körperbau saß. Ihre Augen glichen denen einer Schwalbe; aber der Witz, den man darin las, verbleichte etwas vor der kleinen Stirn und

dem starken Munde, so daß die Physiognomie jener Dame den Eindruck eines jener gutmüthigen und harmlosen Karaktere machte, welche entweder für jede Kleinigkeit sich lebhaft zu interessiren, oder für Nichts auf der Welt innige Theilnahme zu fühlen pflegen.

— Voilà madame Heine! rief Gérard mir zu.

Ein freundliches Kopfnicken hatte unserem Gruße geantwortet. Unwillkürlich sah ich dem Wagen nach, bis er vor dem Thorweg des Hauses hielt, in welchem Heine wohnte. Dies war also die Auserwählte jenes Mannes, welcher so viel geliebt und so viel über die Liebe gespottet hatte!

— Nun, fragte ich Gérard, und wie lebt Heine mit seiner Gattin?

— Ah que ça, erwiederte sein Freund lächelnd, c'est un jeu de famille, comme il dit! —

Mein Aufenthalt in Paris war keinesweges ein bloßer Besuch, den ich durch Aufsuchung von allerhand Curiositäten und Sehenswürdigkeiten etwa zu verwerthen trachtete. Ich wohnte dort und hoffte dort für immer zu Hause zu sein. Ich hatte demnach auch bisher nicht daran gedacht, ein lebhafteres Interesse für den ebenfalls dort wohnenden Heine zu haben, als eben seine Werke hervorriefen. Nach dieser sich so zufällig gestalteten Visite bei dem kranken Dichter fühlte ich aber ein so reges Gefühl der Theilnahme, daß ich mich vielfach nach Heine's Verhältnissen bei Gérard erkundigte, der auch mit aller Bereitwilligkeit meine Fragen beantwortete.

Heinrich Heine bezog, nach den Mittheilungen Gérard's, eine Summe von 6000 Franks jährlich von

seiner Familie und eine eben so große von seinem Verleger Campe, wofür dieser das Verlagsrecht von allen seinen bei Lebzeiten von ihm herauszugebenden Werken besaß. Diese Summe genügte aber keineswegs für die Bedürfnisse Heine's; am Ende des Jahres hatte er gewöhnlich noch einige tausend Franks Schulden. Einige Damen, welche früher mit dem Dichter in vertrauten Verhältnissen gestanden hatten, machten sich eine Ehre daraus, das Deficit in Heine's Kasse zu decken, wenn sie irgendwie Kenntniß davon bekamen. So erhielt Heine meistentheils die bedeutenden Rechnungen von seinem Weinhändler nur quittirt zugeschickt, wenn er dieselben verlangte. Eine reiche Madame F..... bezahlte sie zum Erstaunen Heine's, welcher ihr sechs Jahre vorher seine Liebe gezollt hatte.

Andrerseits zeigten die Mittheilungen Gérard's de Nerval, mit wie vollem Herzen Heinrich Heine seine Wohlthaten spendete. Freunden in der Verlegenheit auszuhelfen war ein Grundsatz bei ihm, den er mit solcher Liebenswürdigkeit ausübte, daß er an Rückerstattung geliehener Summen niemals dachte. Ein junger Maler, Benoit, den er nur im Café kennen gelernt hatte, gestand ihm eines Tages, daß er ohne Mittel sei, ein angefangenes Portrait zu vollenden. Heine sandte ihm am anderen Tage eine Summe von 300 Franks, mit der Bitte, sich keineswegs mit seinem Bilde zu übereilen. — Ein junger, viel Talent verrathender Dichter war in Verzweiflung, daß er Soldat werden müßte, ohne durch die Bezahlung eines Stellvertreters diesem Loose entgehen zu können. Gérard theilte im Gespräche Heine das Unglück des von Beiden

gekannten jungen Mannes mit. Sogleich rief dieser den Verzweifelnden herbei, setzte sich mit ihm in einen Fiaker und stellte ihn einem Pariser Banquier seiner Bekanntschaft vor, der nach Mittheilung der Sache bereitwillig dem jungen Dichter eine Summe von tausend Franks vorschoß, vermöge welcher sich dieser einen Stellvertreter verschaffen konnte.

Eine der interessantesten Mittheilungen Gérard's war folgende:

— Mit Heinrich Heine hatte mich die Heiterkeit der Gesellschaft bekannt gemacht; sein Witz und sein Spott machte ihn für mich zu einem gesellschaftlichen Bedürfniß; selbst sein Egoismus befriedigte mich, so seltsam dies auch erscheinen mag. Ich bin ein Mensch mit zwei Naturen; die eine hat ein träumerisches, thränenreiches Herz, die andere liebt es, der Welt die heiterste Fratze zu schneiden; das ist das Unglück, bester Freund, wenn die Vergangenheit die Harmonie unserer Seele zerstört hat! Mit Heinrich Heine zu lachen und zu spotten, mit ihm mehrere Stunden in geistreicher Gesellschaft zuzubringen, das betäubte mich und machte es mir leichter, die Fluthen einer schäumenden Gefühlswelt aus meinen Augen zurückzudrängen, wenn sie überzuströmen Willens waren. Gefühlvolle Gesichter vor den Menschen zu machen erregt nur Lachen. — Dieser Anfangs nur zur geselligen Unterhaltung gepflogene Umgang mit Heine ließ mich indessen tiefere Blicke in seinen Charakter werfen; ich sah bald, daß der Dichter träumte, wenn der Mensch seine Witze machte; daß sie lediglich Anderen gefallen sollten, bildete nicht den Reiz zu Heine's Humor; es lag ihm vielmehr

daran, sich selbst zu unterhalten, und zwar durch zweierlei: mit dem Traum seines Herzens und mit dem Wort seines Geistes. Was ich erst ahnte gestand der Dichter mir später selbst, nachdem auch er mich näher kennen gelernt hatte. Wir litten Beide an einer Krankheit!

— Und diese Krankheit? fragte ich.

— Eine lächerliche Krankheit, Freund; wir sangen Beide die Hoffnungslosigkeit einer Jugendliebe todt; wir singen noch immer und sie stirbt doch nicht! Ich liebte, fast noch Kind, schon Adrienne und mußte den Schmerz haben, sie als Sängerin hinter den Lampen eines Theaters wiederzufinden; sie zerstörte damit den schönen Traum meiner Jugend. Heine hatte dasselbe Schicksal, was Sie vielleicht überrascht, ja, was Sie wohl bezweifeln mögen. Aber eine hoffnungslose Jugendliebe schlummert noch immer in seinem Herzen; wenn er ihrer gedenkt, kann er noch weinen, oder er zerdrückt diese Thränen aus Groll. Heine hat mir selbst gestanden, daß, nachdem er das Paradies seiner Liebe verloren hatte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb.

Diese Mittheilungen Gérard's von einer solchen heiligen und wehmuthsvollen Liebe Heine's haben sich durch eine spätere Notiz im „Londoner deutschen Journal" noch erweitert. Danach war seine Cousine Evelyne van Geldern der Gegenstand dieser Neigung, welche die schönsten und zartesten Blüthen der Heine'schen Lyrik hervorgebracht hat. Evelyne „mit dem Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund" war wechselnd und launisch mit ihren Gefühlen und reichte später, vielleicht auch dem Wunsche ihrer Eltern nachgebend, einem reichen Banquier,

„dem dürren Philister," ihre Hand. Mit der Wehmuth um eine verfehlte Liebe sog Heine auch die gallige Bitterkeit für die Pietät solcher keuschen Neigungen ein; er mochte vielleicht innerlich geseufzt haben, wenn er sich darin gefiel, die Liebe zum Gegenstande seines Spottes zu machen. Mindestens ist anzunehmen, daß er sich ein Recht einbildete, dem Egoismus zu fröhnen und die Pietät der Gefühle zu bewitzeln, nachdem das Schicksal ihn in Ausübung der letzteren betrogen hatte. —

Wie sich leicht denken läßt, war durch die oben angeführten Worte Heine's bei Uebergabe der Manuscripte an Gérard de Nerval der lebhafte Wunsch in mir aufgestiegen, dieselben womöglich zu lesen. Ich habe schon erwähnt, daß Gérard den „Faust" übersetzt hatte, und zwar so, daß er noch heute für die beste Uebertragung in Frankreich gilt und daß selbst Göthe im Gespräche mit Eckermann diese Arbeit sehr lobend anerkannte. Außerdem hatte Gérard auch viele andere Gedichte aus dem Deutschen ins Französische übertragen. Heine hatte meistentheils alle seine in den französischen Revuen erschienenen Productionen von Gérard übersetzen lassen; einige hatte er wohl selbst in französischer Sprache verfaßt, aber er übergab sie niemals eher der Oeffentlichkeit, ehe Gérard nicht die Correktur davon übernommen hatte. „Die beiden Grenadiere," „Fichte und Palme," „die Wallfahrt nach Kevlaar," der „Tannhäuser" und „die verbannten Götter," theils in der Revue des deux Mondes, theils in anderen Journalen abgedruckt, sind durch den Uebersetzer des „Faust" in das Gewand der französischen Sprache gehüllt worden. Er las Heine's Schrift mit Leichtigkeit und übertrug

dessen Gedichte mit bewunderungswerther Schnelligkeit, ohne daß von Heine jemals Besonderes an der Uebersetzung geändert wurde. Selbstverständlich betrachtete Gérard diese Arbeiten lediglich als einen Freundschaftsdienst; er war eine zu sehr über das Materielle erhabene Natur, um in irgend einer literarischen Arbeit eine Geldspekulation zu erblicken und er würde erröthet sein, wenn Heine, den er innig liebte, ihm Geld für seine Dienste geboten hätte.

Als Heine erkrankt war und zu der Ueberzeugung kam, daß die Außenwelt von ihm nicht mehr betreten werden würde, setzte er seine Energie daran, sich auch eine erste Stelle unter den Dichtern Frankreichs gesichert zu wissen. Er hatte den auch ohne Scheu oftmals ausgesprochenen Ehrgeiz, für Deutschland und Frankreich ein gleich großer Dichter zu sein. Aus diesem Grunde sind in den letzten Jahren die meisten seiner neuen Arbeiten zuerst in französischer Sprache erschienen.

Gérard sah kein Unrecht darin, mir die ihm von Heine übergebenen Manuscripte zur Ansicht zu gestatten, nachdem wir in seiner Wohnung angelangt waren. Das erste Gedicht, welches mir in die Augen fiel, war ziemlich stark; die Papierblätter mit den langen, schmalen, zierlichen Bleistiftbuchstaben bildeten ein ziemlich voluminöses Heft, so daß ich von dem Durchlesen desselben Abstand nahm, obgleich es dasjenige war, welches Heine mit jenen grollenden Worten Gérard übergeben hatte. Die wenigen Seiten, welche ich las, überzeugten mich davon. Es war eine poetische Satyre in der Art des „Atta Troll", mit ziemlich bissigen Versen auf Deutschland und sonderlich

auf die deutschen Dichter. Der Name dieses Epos war „Elloa" oder „Allao", das Firmaschild einer deutschen Kneipe, zu welcher die deutschen Dichter wallfahrten, um dort, wie sich Heine darin ausdrückte,

> Zu wickeln das kothige Wechselbalg
> Bei Taback, Bier und Lichtertalg.

Bei dem Eintritt eines jeden Neuankommenden wurde ein Refrain „geheult," während die Strophen, die Heine nach dem Auftreten jedes Zechers gesetzt, so lauteten:

> Die Herren kamen und tranken
> Bis sie zu Boden sanken.

Da kamen nun die Dichter der schwäbischen Schule, die Jungdeutschen, Freiligrath, Geibel und viele andere; einem Jeden wurden sehr artige Schilderungen beigefügt, von denen im Ausdruck treu ich nur noch zwei Verse über Saphir behalten habe:

> Der große gewienerte Humorist,
> Der, eh' er starb, gestorben ist.

Wie gesagt, habe ich nicht viel von diesem Epos gelesen; ich erinnere mich nur noch einiger Verse, welche die verschiedenen Hexen aufführten, die sich neben die betrunkenen deutschen Dichter in das Stroh legten. Ob dies Gedicht zu dem vielbesprochenen Nachlaß gehört, oder ob es wegen vieler, in der That höchst argen Cynismen von dem Dichter später vernichtet worden, ist mir weiter nicht bekannt geworden. Jedenfalls aber kann die Nichtveröffentlichung dieses Epos den meisten unsrer Dichter nur sehr angenehm sein; aber auch Heine hätte durch den Druck dieser

Verse, und gar noch in einer französischen Revue, die Achtung vieler ihm noch treu gebliebenen Freunde verloren und seine Dichterglorie noch mehr mit dem gemeinsten Schmutz befleckt.

Außerdem befanden sich auf den übrigen einzelnen Blättern viele kleinere Gedichte, von denen ich mir drei bei dieser Gelegenheit copirte. Eins davon, mit der Ueberschrift „An die Nacht“ und im Genre der Nordseebilder, ist leider verloren gegangen, was ich um so mehr bedauere, als es eins der schönsten war, welches ich von Heine gelesen habe. Von dem ersten der hier beigefügten, bisher noch ungedruckten Gedichte, ist die damals mit Blei angefertigte Copie jetzt ziemlich verlöscht gewesen, so daß es mir schwer wurde, manche Worte zu lesen und genau so zu geben, wie ich sie vom Original abgeschrieben hatte. Indessen ist mit Ausnahme eines Verses, den ich gänzlich auslassen mußte, diesen Gedichten kein bemerkenswerther Abbruch geschehen:

Sie that so fromm, sie that so gut,
Ich glaubte einen Engel zu lieben;
Sie schrieb die schönsten Briefe mir
Und konnte keine Blume betrüben.

In Bälde sollte Hochzeit sein,
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Denn sie folgte den Basen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu, sie hielt nicht Schwur,
Ich habe es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe sonst
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk ich nun an ein treulos Weib,
So denke an Bertha ich wieder,
Und habe nur noch einen Wunsch:
Sie komme recht glücklich nieder.

Das andere hier folgende Gedicht, ebenfalls ohne Ueberschrift, ist wörtlich dem Originale treu:

Des Oberkirchners Töchterlein
Führt mich in die heiligen Hallen;
Ihr Haar war blond, ihr Wuchs war klein,
Ihr Tuch vom Halse gefallen.

Ich sah für einiger Groschen Preis
Die Gräber und Kreuze und Lichte
Im alten Dom; da ward mir heiß —
Ich sah in Elsbeth's Gesichte.

Und schaute wieder hie und da
Die heiligen Kirchenmonstranzen,
Im Unterrock, Hallelujah!
Die Weiber am Fenster tanzen.

Des Oberkirchners Töchterlein
Blieb mit mir zusammen stehen;
Sie hat ein Augenpaar gar fein,
Darin habe ich Alles gesehen.

Des Oberkirchners Töchterlein
Führt mich aus den heiligen Hallen;
Ihr Hals war roth, ihr Mund war klein,
Ihr Tuch vom Busen gefallen.

Mit einer letzten Mittheilung Gérard's schließe ich diesen Prolog, der als Einleitung dieses Buches ein für sich bestehendes Blättchen der Erinnerung bildet und ohne Verbindung mit der folgenden Karakteristik ist.

Heinrich Heine hatte noch in der Zeit seiner Gesundheit die Idee, neben dem Ruhm als Lyriker auch den Lorbeer eines Dramatikers zu erreichen. Dieser Ehrgeiz quälte ihn, wie Gérard de Nerval sagte, so lange, bis er endlich seinem Freunde das Manuscript einer Komödie übergab, um einzelne von Heine deutsch abgefaßte Scenen derselben zu übersetzen. Gérard gab ihm einige Tage später die gewünschte Arbeit zurück.

Als er etwa zwei Monate später dem Dichter begegnete, fragte er ihn, ob seine Komödie angenommen sei. Heine schüttelte mißmuthig mit dem Kopf und sagte, daß er zu viel Angst habe, die Coulissen in Versuchung zu setzen. Niemand war bekanntlich mehr eifersüchtig auf seinen Ruhm als Heine; der Gedanke, möglicherweise mit einem dichterischen Product zu scheitern, und sich direkt ein Urtheil vom Publikum über seine Arbeit einzuholen, setzte ihn in Furcht.

Gérard machte ihm den Vorschlag, die Komödie anonym an Arsène Houssay einzusenden. Heine übergab darauf von Neuem Gérard sein Theaterstück und beauftragte ihn, dasselbe der Direktion des Odéon oder des Théatre français zu übergeben.

Einige Wochen waren darüber hingegangen, als Heine seinem Freunde einen Besuch abstattete. Seine erste Frage war, ob er bereits eine Antwort in Betreff seiner Komödie erhalten habe?

Gérard reichte stumm das Manuscript seinem Autor zurück und theilte ihm den Bescheid Arsène Houssay's mit, welcher die Annahme des eingereichten Stückes verweigert hatte.



Heine wurde so mißmuthig darüber, daß er ohne einen Augenblick des Zögerns das Heft in den Kamin warf.

— Mein Gott, was machen Sie? rief Gérard betroffen aus.

— Lassen Sie das Ding brennen, erwiederte Heine; es würde mich ärgern, wenn ich diese Arbeit wieder ansehen müßte. Offen gestanden, es ist mir auch so am liebsten, denn ich möchte in meinen Jahren nicht mehr mit mir Komödie spielen. —

Das beklagenswerthe Ende Gérard's de Nerval ist bekannt. In einem heftigen Anfall seiner Geisteskrankheit, welche seit Jahren in diesem herrlichen Gemüthe wie ein fressendes Gift sich verbreitet hatte, erhängte er sich in einer Februarnacht des Jahres 1855, nachdem ich noch etwa vierzehn Tage vor diesem verhängnißvollen Schritte des Unglücklichen einen Brief von ihm erhalten, der mir auf seinen baldigen Besuch Hoffnung gab. Tiefe Wehmuth beschleicht ein Freundesherz um das so trauervolle Geschick eines der edelsten und talentvollsten Menschen; man könnte versucht sein zu glauben, daß es Gemüther giebt, die unter der Last ihrer Ideale erliegen, und wird schwankend bei der Alternative, ob man sich beklagen oder beglückwünschen muß, eins derselben zu sein.



2.

Vor dreißig Jahren.

Als Deutschland seine Kaiserkrone verloren hatte, da wachte im Osten und Westen, im Norden und Süden dieses Landes die Sehnsucht auf, unter den Thronen seiner vierzig Fürsten hinfort eine deutsche Hand die andere suchen zu lassen und ein deutsches Reich der Geister zu stiften, nachdem das heilige römische Kaiserthum vor dem Schatten des fränkischen Cäsars entflohen war. Indem die deutsche Nation sich noch die Mähr von ihrer alten Herrlichkeit ins Ohr raunte; indem sie, halb zögernd, halb entschlossen, in demselben Augenblicke von der deutschen Einheit mit Emphase sprach, wo diese zu Grabe sank, und der Glorie gedachte, welche das Haupt der alten Germania umwehte: da blitzte das Schwert von Austerlitz hindurch; die Kanonendonner von

Jena läuteten die deutsche Einigkeit zu Grabe und die Ruthe des mächtigen Eroberers zwang die stolzen Stirnen deutscher Männer, sich gen Boden in Demuth zu neigen.

Das war wohl eine schöne Zeit für Deutschland! Damals ballte sich die Faust des Jünglings und des Mannes, wenn man ihn an sein Vaterland erinnerte; der Edelmann, der Bürger und der Bauer, die Frauen und die Kinder — Alle kannten ihre Schmach und fühlten, daß sie Deutsche waren. Die gekränkten und gedemüthigten Fürsten in seiner Mitte, vergaß das Volk das Unrecht, welches es erlitten zu haben glaubte; es vergaß die vermeintlichen Leiden, und harrte mit Ungeduld des Augenblicks, wo durch die That seinen eigenen und den fremden Fürsten gezeigt werden sollte, daß eine deutsche Einheit der Geister bestehe. Diese Zeit der Schmach und Erniedrigung läuterte das deutsche Volk; sie gab ihm aber auch jenen Uebermuth, dessen wir uns heute noch erinnern, wenn wir deutsche Wiegenlieder singen hören.

Endlich brach die Kette. Die deutsche Einheit erhob sich mit der riesigen Gewalt des glühenden Zornes; die Fürsten riefen, nachdem sie nichts Anderes mehr hatten, die deutsche Einigkeit als Schutzpatronin an; drei Tage lang feierten bei Leipzig achthundert Kanonen die Auferstehung einer herrlichen Nation und ein Viktoria von Millionen überdröhnte den Donner von Waterloo.

Die alte Germania hatte sich verjüngt; Kränze und Lorbeeren schmückten ihre Stirn, und zu ihren Füßen

kniete dankbar und andächtig die Schaar der deutschen Landeskinder.

Die Fürsten, durch das Blut des Volkes wieder zu Land und Thron gekommen, gelobten einander, die deutsche Einheit in die Hand zu nehmen. Stolz ob seines Sieges, mit Vertrauen zu seinen Fürsten, deren Palladien es gewahrt hatte, ging das Volk nach seinen heimathlichen Heerden, im Selbstbewußtsein, daß es seine Schuldigkeit gethan und daß ein deutsches Reich gestiftet sei. — Die Armen! Sie schwuren noch darauf, wie auf das Wort der Bibel, als lange schon Deutschlands Einheit unmöglich geworden war. Sie glaubten noch daran, wie etwa eine Mutter an den süßen, sanften Schlaf von ihrem Kinde glaubt, während der Tod doch längst das Herz desselben gebrochen. Zuweilen glaubt das Volk heute noch, daß es das ächte Kleinod wahrt, um welches es in jener Zeit gekämpft; es kann nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß der Lauf der Zeiten und der Gang der Weltgeschichte es auch den Fürsten nicht erlaubte, die ersehnte Einheit herbeizuführen.

Die Nation trocknete sich den Schweiß von der Stirn; sie übersah mit Stolz die furchtbaren Leistungen ihrer Kraft und erwartete mit Geduld die verheißenen Belohnungen. Die Vaterlandsgesänge von Arndt und Uhland, von Körner und Schenkendorf, schallten durch alle Gauen Deutschlands, zuerst als ein Triumphgesang, dann als eine Mahnung an die Herren, welche hinter den Scheiben ihrer Schlösser und hinter den Mauern ihrer Ministerhotels beim Klange dieser Weisen

lächelten und eine Aufforderung darin sahen — heimlich ein Stündchen Whist zu arrangiren.

Als endlich Jedermann erkannte, daß der verheißene Lohn nicht ausgezahlt werde, da seufzten wohl Viele, aber sie beruhigten sich doch, getreu dem Grundsatze deutscher Gemüthlichkeit; sie suchten die Kochtöpfe wieder auf und lernten allmählig den eigentlichen Anlaß ihrer Freiheitskämpfe vergessen. Die deutsche Gemüthlichkeit brachte es endlich soweit, sich nicht länger mit dem Gedanken an Deutschland ungemüthlich zu machen.

Ueberdies waren nach so großen physischen Kraftanstrengungen die Quellen der geistigen Erbauung vielfach verstopft worden. Die Fürsten mahnten nun vor allen Dingen das Volk daran, daß es fleißig Dankgebete bringen möchte, und die Kirchen füllten sich darauf mit Heuchlern und Scheinheiligen. Es kam, vielleicht aus Grimm, vielleicht aus Kurzweil, eine wahre Wuth über Deutschland, in der Beschäftigung mit rein spirituellen Gegenständen die Außenwelt zu vergessen. Natürlich wurde diese Richtung gnädiglich befördert; es gab ja kein geeigneteres Mittel, die Gedanken von unangenehmen und verbotenen Dingen abzuziehen und das freche Denken todt zu machen; die Politik wurde verketzert und der deutsche Philister, welcher zehn Jahre nach der Schlacht von Waterloo dieselben Worte gesprochen hätte, wie zu jener Zeit, hätte sich überraschten Gesichtern gegenüber gesehen, welche mit allen Zeichen der Gespensterfurcht ihn gefragt haben würden, worauf sich die Worte von deutscher Einheit u. s. w. überhaupt beziehen. Dergleichen ungehörige Gedanken waren dem Volke längst ausgeredet und die Nation

war schon zu den Begriffen gebracht worden, daß es sich um solche Dinge gar nicht zu bekümmern habe und nicht in das Geschäft von Leuten hineinpfuschen dürfe, die das Studium der Politik und Glückseligkeit der Völker als Profession betrieben und Konkurrenz in ihrem Geschäfte höchst ungnädig aufnehmen möchten. Es wurde bemerklich gemacht, daß die Interessen um das ewige Seelenheil und um die vernachlässigte Bildung bei Weitem näher liege. Das Volk stürzte sich denn mit krampfhafter Lust auf diese frommen Uebungen und gewöhnte sich an die gottselige Zeit der Restauration, diesseits und jenseits des Rheines.

Der grübelnde Mysticismus fing damals an, seine Knospen zu treiben; die Romantik war andrerseits bis in die Dachstuben gestiegen, ja, sie wurde fast eine Art Philosophie, oder besser, eine Art Mysticismus. Schelling war der Liebling der Regierung, seine Philosophie war der Ton der Salons, aber dem Volke so fremd, daß diesem damals Nichts zu seiner geistigen Nahrung übrig blieb, als für die schöne Viktoria von Belle-Alliance zu schwärmen, an seine Tapferkeit zu denken und den Kindern am warmen Ofen die Heldenthaten der Freiheitskriege und den durch die Franzosen verübten Druck der vorangegangenen Zeit zu schildern. Schelling war so vollständig in dem romantischen Nebel, daß er die Philosophie wie eine göttliche Kunst betrachtete, wie eine Materie, wie ein Orakel, welchem nur den Auserwählten des Genies zu nahen erlaubt sei und welches nur den Hohenpriestern der Gebildeten Antwort gebe. Er machte seine Philosophie zu einem Privilegium der vornehmen Klassen, und das gefiel

diesen, welche mit Schrecken daran dachten, daß vor einigen Jahren noch Blödsinnige sich einbildeten, sie gehörten mit zu Dem, was man Volk nennt.

Die beiden Schlegel hatten die Romantik ebenfalls mit Hülfe der Regierungen in Mode gebracht. Man wurde süßlich, mondscheintoll und schwärmerisch, und es war Sitte, bei Leibe nicht an so reale Dinge wie Vaterland, Constitutionen und Verfassungen zu denken. Hoffmann machte zuletzt den wüsten Wahn Mode und tragödisirte die Romantik. Die Gesellschaft dampfte in allerhand Mährchen- und Kobold- und Zauberregionen auf, und selbst Tieck, obgleich minder mit Bewußtsein, gehörte zu denjenigen, welche dem Volke Zucker und Bonbons gaben, so daß allmählig eine vollständige Verschleimung eintrat. Die fatalistische Romantik Müllner's, Houwald's und Grillparzer's kam noch hinzu und rief Schnupfenfieber, Katarrh und Hypochondrie hervor. Das ganze liebe Deutschland wurde gründlich kurirt mit Dämpfen und romantischem Weihrauch; die Germania lag mit wüstem Kopfe in ihrer alten wurmstichigen Wiege, die Schlafmütze weit über den Ohren, ein Lager von Flanelldecken auf ihrem Leibe und die Beine von oben bis unten mit guter Watte eingewickelt.

Da war der alte Göthe mit seinen Quietismus. Er war ein ruhiger, besonnener und berühmter Arzt; er fühlte dem Weibe Germania an den Puls, schnupfte und spielte eine Weile mit seinen Fingern auf der goldenen Dose.

— Nur Ruhe, Ruhe, Madame, sagte er; nehmen Sie tüchtig „Westöstlichen Divan", oder alle Stunden etwas Schelling! . . . .

Da kamen zwei andere Kandidaten der Medizin, die Doktoren des heiligen römischen Reiches, **Rückert** und **Platen**. Sie klopften mit ihrem Mittelfinger höchst bedenklich auf der welken Brust der Germania, betrachteten sich dann Beide mit Achselzucken, befühlten den Unterleib ihrer Kranken, während der Dr. Platen sich noch außerdem die weiße Hechtzunge zeigen ließ.

— Nur Ruhe, Ruhe, meinte Rückert; höchst temperirte Anstrengungen. Die Patientin möge alle Stunden eine Pille „Ghaselen" nehmen und den Leib sich des Abends mit deutsch-indischer Salbe bestreichen — volenti non fit injuria.

Platen aber drehte sich um und weinte bitterlich.

— — — — — — — — — —

Die Restauration war in der That gründlich; man restaurirte bis zu den Hühneraugen hinunter und gab der ganzen Zeit eine Bekleidung von mittelalterlichem Roccoco. Im Trab ritt die alte Hexe Zeit auf dem romantischen Pegasus, und verfolgt von bleicher Leichenphantasie, in die mittelalterliche Burg zurück; die Kobolde und Kater und Katzen und Elfen trabten alle mit, und von dem Schwanz des romantischen Esels hing ein Leichentuch herab, welches die Undinen und Lucinden benutzten, um sich einzuwickeln und die Reise auf gemeinschaftliche Kosten mitzumachen. Die Fürsten des deutschen Reiches drückten sich wärmer denn je ihre Rechte; sie waren ja wieder Patriarchen geworden! Man schwärmte für das Kirchengehen und in jedem anständigen Hause mußten die süßen, moralisch überzuckerten Romane der Frau von Genlis auf den Tischen liegen, damit Jedermann sofort wußte, wie zart,

wie ätherisch, wie süßlich er sich zu benehmen habe; wie er mit Anstand lächeln und a tempo weinen müsse: o verfluchte, bis zum Herzen verflucht gerührte und restaurirte Zeit!

Die alten Renaissancesalons lebten wieder auf; man seufzte romantisch, man liebäugelte hinter dem Gebetbuch, man schwärmte und erröthete sehr leicht und ging des Nachts auf die Kirchhöfe, um sich zu küssen, oder verschwand aus den kleinen Cirkeln der musikalischen und poetischen Dilettanten, um ein Kapitel der Schlegel'schen Lucinde in Musik zu setzen .... eine schöne, süße Zeit, wo kein anständiger Mensch ohne feingespitzte Schamhaftigkeit war und in Ohnmacht fiel, wenn ein ganz kleiner, ganz allerliebster Fluch sich hören ließ. Es gab Crinolineröcke, schöne Verbeugungen, kleine Schönheitslocken, tüchtige Schminke .... tüchtig weit ausgeschnittene Kleider — — o, eine verdammt schöne Zeit, wo es als vornehm galt, ohne Gesinnung zu sein und bei Verlust der Seligkeit nicht vom Vaterlande, von Deutschland, von Napoleon zu sprechen! O, diese verdammt süße Zeit, wo die deutschen Männer sich entsetzten, an die kaum verflossene Zeit der Heldenkämpfe und Freiheitsschlachten zurück zu denken, und sich der großen Riesenfeuer nicht mehr entsinnen konnten, welche auf allen Bergen des deutschen Vaterlandes wie blutige mahnende Fanale zu heiligem Kampfe emporgelodert hatten! — Armer Uhland! arme schwäbische Dichter! Ihr paßtet nicht mit euren altdeutschen Röcken und Franzosenfressereien in diese süße Zeit! —

Die damalige Jugend hatte freilich denselben Ka-

rakter, den sie in jeder Zeit aufweist; sie war muthig kühn, anstrebend und ehrgeizig. So war es denn natürlich, daß eine große Beklemmung auf ihr lag und daß sie sich wie von einem Alpdruck beschwert und gedrückt fühlte. Die gesammte Atmosphäre hatte etwas Schwüles; ein Jeder ahnte, daß ein Gewitter in der Luft sei; die Jugend besonders merkte, daß sie wohl etwas zu sagen habe; aber sie schämte sich, im Beisein der schwärmerischen und heuchlerischen Alten einen so ketzerischen und verbrecherischen Gedanken nur durchblicken zu lassen. Behaglich war Niemandem; indessen gewöhnt man sich an Alles, am ehesten noch an Heuchelei. Ein Jeder trug damals sein „Mäntelchen von starrer Seide". —

Auch Heinrich Heine, welcher sich im Alter der glühendsten Jugendkraft befand, fühlte sehr wohl die Unbehaglichkeit seiner Zeit. Er war noch Kind, als er den Aufruhr der deutschen Geister mit angesehen, und es kam ihm schnurrig vor, wie sehr sich seit seiner Schulzeit die ganze Welt verändert hatte. Die kaufmännische Beschäftigung, zu der ihn sein Vater bestimmt hatte, behagte ihm nicht; er bezog die Universität Bonn, um Jurisprudenz zu studiren. August Wilhelm von Schlegel war, als erster Flötenspieler der romantischen Schule, damals der gefeiertste Mann seiner Zeit. Heine hatte sich an die Verehrung*) dieses Professors gewöhnt und war überdies eben so gut mit der Romantik groß erzogen worden, wie die gesammte Jugend jener Epoche. Wie sehr er denn auch später die Romantiker bespöttelt hat, er war im

---

*) Siehe Anhang No. 8 und 9.

Grunde nur Romantiker, blieb es sein Lebelang und zeigte in seiner späteren Thätigkeit, wie der Inhalt seiner Richtung die Schlegel'sche Romantik war, welche überdies durch das Leben an dem bunten Rhein,*) inmitten der Burgen- und Sagenwelt und in der schönsten Liederheimath einen ungemeinen Zuwachs erhalten mußte. Er lebte sich nicht, wie ein gelehriger Schüler, in die ganze Pracht der mittelalterlichen Ritter- und Mährchenwelt hinein; aber stets hat sie, wie eine Blume, an seinem Herzen geblüht; er roch zuweilen daran, ergötzte sich an ihrem Duft, ärgerte sich, daß er dieses Gewächs dulde, welches doch im Grunde einen so sonderbaren Kontrast gegen die übrigen Blumen in dem Garten seiner Gefühle bildete,**) gegen alle seine materiellen Genüsse und Gesinnungen und Vorstellung so im Widerspruch war; aber er gewöhnte sich daran, wie man sich an einen Pudel gewöhnt, oder an einen Recensenten, der täglich in der Zeitung dem Publikum seine Harlekinsprünge macht.

Heine kam darauf nach Berlin, damals die Cité geistreicher Salons, wo man schwärmte, poetische Versuche machte und sehr schön philosophirte. Sein vertrauter Umgang mit Varnhagen von Ense und dessen geistreicher Gemahlin Rahel mußte seiner Studentenbildung einen gewaltigen Schliff verleihen; besonders als die Salons der Rahel von jungen Philosophen besucht wurden, die von Hegel und seiner eben aufblühenden Philosophie schwärmten. Zugleich sah er das praktische Leben jener

---

*) S. Anhang Nr. 11.
**) S. Anhang Nr. 6 und 13.

Zeit; er lernte unter Anleitung seiner Freunde und einer guten Anzahl von Renaissance-Roués gut heucheln, still lieben und heimlich sündigen. Man nannte das philosophische Collegia treiben, oder die Dialektik der Wirklichkeit.

Die philosophischen Collegia, welche Heine während seines Aufenthaltes in Berlin bei Hegel hörte, verfehlten in späterer Zeit nicht ihre Wirkung auf ihn zu äußern, obgleich Heine wohl niemals Hegel verstanden noch sein System getheilt haben kann. Er begnügte sich nur, einer dialektischen Schärfe der Gedanken zu huldigen und den Begriff der Logik zu erweitern. Im Uebrigen stand ihm Gans zur Seite, die Hegel'sche Philosophie mehr real als metaphysisch aufzufassen. Man muß ein bedeutendes Gewicht auf Heine's Umgang mit Gans und auf seinen Besuch der Hegel'schen Collegia legen. Hegel's Lehre war der Contrast von der Schelling's; er machte aus der Philosophie wieder eine Wissenschaft, eine Idee, ein logisches System; Schelling hatte mit seiner Nebelphantasie nichts als eine Kunst, eine Materie, ein Fragment geliefert. Ganz unmerklich war in jener Zeit geistigen Indifferentismus und Nihilismus die Hegel'sche Lehre durch einen stets wachsenden Kreis lauschender und andächtiger Zuhörer angewachsen; gegen das ganze damalige Auffassen der Dinge, gegen allen Ton, alle Sitte, allen Anstand dieser falschen, kokettirenden und entsittlichten Zeit machte Hegel die Idee zur Königin, den Gedanken zum Herrscher der Welt, die Geschichte zum Lebensnerv dieser Majestäten: der Mensch wurde wieder stolz, Etwas zu sein in der Kette der Menschheit und über sich die Erhabenheit der Totalität zu sehen. Die Philosophie, von Schelling als ein Adels-

diplom und eine Kunst hingestellt, welcher nur Geweihte zu nahen sich vermessen durften, wurde von Hegel zu einer demokratischen Lehre erhoben, zu einer Wissenschaft, in welcher ein Jeder Gott und Glauben, Hoffen und Lieben aufsuchen konnte.

Heine hat in allen seinen Schriften Spuren dieser Lehre gezeigt; man kann mindestens die Klarheit und die Logik in denselben als ein Resultat jenes Besuches der Hegel'schen Collegia annehmen. Genügend philosophisch, romantisch und praktisch ausgebildet, beschloß Heine nun seine Studien in Göttingen, wurde Doktor der Rechte und Christ obenein, bereiste Italien und England und lebte dann abwechselnd in den drei großen Metropolen der damaligen Intelligenz, Berlin, München und Hamburg, nach den Prinzipen seiner eigenen Philosophie, welche bald den Leuten klar zu machen der junge Doktor durch die Herausgabe seiner „florentinischen Nächte", der „Memoiren des Herrn von Schnabepolowski" und durch viele seiner Lieder keinen Anstand nahm.

Vergesse man ja nicht, welchen Karakter die damalige Zeit trug. Es ist bei einer gewissen Clique Mode geworden, unsere gegenwärtige Epoche als eine grunderbärmliche, eine grundseichte, grundmorallose und grunddumme zu schildern; aber wir leben trotz dieser Pessimisten doch noch in einem goldenen Zeitalter gegen das der Restauration. Damals war jede Idee ein Verbrechen, jeder Gedanke verketzert. Man hatte ewig Migraine und Kopfschmerzen, denn die Zeit war schwül; man heuchelte sich Glück und Gesundheit an den Hals und erröthete feinjüngferlich, während man das Schamloseste im Ge-

heimen trieb; man war moralisch bis zum Verrücktwerden und romantisch bis in die Kniekehlen; es war eine Zeit gottseliger Priester und süßlicher Weiber, eine Zeit der Charlatane mit mittelalterlichen Zöpfen.

Da erschien 1826 der erste Band von Heinrich Heine's „Reisebildern". —

Ich lernte einmal einen alten Major kennen, der fleißig die Kirche besuchte, alle Montage mehrere Prediger zum Abendessen einlud und so salbungsvoll sprach, daß man ihn schlechterdings für den Kaplan irgend einer zu Grunde gegangenen Sekte halten mußte. Der Alte hatte nur ein Vergnügen, eine kleine niedliche Menschlichkeit, die man ihm wohl verzeihen konnte, besonders da er fast siebzig Jahre alt war und dabei so sehr fromm und gottgefällig lebte. Er pflegte nämlich jeden Donnerstag drei junge hübsche Mädchen zum Abendessen einzuladen, drei Grazien der Ungezogenheit. Er aß mit ihnen und trank mit ihnen, tanzte mit ihnen und küßte sie. — — — Am andern Morgen früh gingen die lieben Kinder mit einem blanken Goldstück in der Hand nach Hause. — Dieser gute, liebe Major war eine Ruine der Restaurationszeit; freilich ging er nicht zu Grunde, als er ein Vierteljahrhundert später noch ebenso lebte. — — —

Die Heine'schen Reisebilder machten Furore; ein lauter, lebhafter und einstimmiger Beifall begrüßte sie; der kleine Heinrich war der Gott des Tages.

Die großartigen Erfolge der Reisebilder waren nichts Anderes, als die bacchantischen Jubelgesänge einer bisher unter den Dehors des Anstandes gefesselten Gesellschaft; sie waren nichts Anderes, als das Freudengeheul jener

heuchlerischen Zeit, welche, arm an Sittlichkeit, an Ernst und Tugend, endlich gedruckt sah, daß sie nichts tauge, und gedruckt lesen konnte, daß sie ein entartetes Geschöpf sei. Man hatte bisher geheuchelt; Heinrich Heine heuchelte nicht; er zeigte in seinen Reisebildern, wie schön die Liebe und der Genuß sei, wie lächerlich die Gedanken an Vaterland und Freiheit, au Moral und Tugend: — die ganze gefeierte Schlegel'sche Lucinde wurde nackt und schamlos präsentirt, und diese lüsterne Gesellschaft lächelte entzückt darüber; die Jugend begeisterte sich an diesem schäumenden Most der Frivolität und die alten ergrauten Sünder schlürften mit stiller Wonne diesen sprudelnden Champagner ein. Die ganze Welt von damals athmete wieder frei auf und lachte und jauchzte mit, als sie das übermüthige und aus dem Herzen kommende Gelächter Heine's hörte — das war ihr Mann, ihr Fürst, ihr Gott, dieser kleine allerliebste Lüstling, der das romantische Feigenblatt abriß und der ganzen Zeit den Genuß varbot, nach welchem so lange geschmachtet und dem so lange heimlich gefröhnt war; die sinnliche Gier machte jetzt offen Parade.

Der alte Major, welcher jeden Sonntag die Pfaffen einlud, ließ sie jetzt bestens grüßen und lud öffentlich alle Tage die Kinder der Liebe zu Nacht. —

Jenes sonderbare Ragout, welches unter dem Namen „Gesellschaft" bekannt ist, schmeckt, wie alte Gourmands versichern, am schönsten, wenn eine Sauce von faulen Fischen darüber gegossen wird. Diese Behauptung wird Manchem auffallend erscheinen; aber man wird einräumen, daß den Gourmands oft Dinge schmecken, von denen

gut hausbackene Gaumen gar keine Begriffe haben. Die Gesellschaft besteht aus Aristokraten und Demagogen, aus Männern und Frauen, aus Weisen und Dummen, aus ehrlichen Leuten und Spitzbuben. Nun ist es aber sonderbar, daß man die ehrlichen Leute gar nicht anerkennt; sie können noch so sehr versichern, daß sie das Beste wollen, und können sich die Brust in der Leidenschaft zerschlagen, wenn sie der Gesellschaft demonstriren, daß sie ihnen nachfolgen solle; — die Gesellschaft lacht darüber, und wenn sie die ehrlichen Leute nicht für Narren hält, so macht sie sie gar zu Spitzbuben. Am liebsten sind die Leute Jenen gewogen, welche ihnen, sei es nun grob oder lachend, die eigene Fäulniß unter die Nase reiben; dann bekommen sie Respekt vor ihrem Quälgeist und riechen auch überdies ihre Stockfischsauce mit haut goût. Das erscheint wiederum sonderbar; doch ist es nicht unerklärlich; denn der Mensch inklinirt leider zum Gemeinen viel eher als zum Edlen, und dann hält man denjenigen für einen recht extraordinär ehrlichen Menschen, welcher sich hinstellt und ganz offen ausruft:

„Ihr seid ein ganz erbärmliches Geschlecht; aber ich gehöre auch dazu. Ihr seid Narren, daß ihr euch selbst belügt; gesteht doch eure Laster offen ein; ihr seid ja die Herren der Welt und wer will euch wehren, nach eurer Bequemlichkeit zu leben?"

Jedermann wird alsdann einen solchen Redner vernünftig und ehrlich finden, besonders wenn er diesen Gedanken recht hübsch, womöglich musikalisch, auszudrücken versteht.

Als die Reisebilder von Heinrich Heine erschienen

waren, da gingen der Metternich und der Gentz, vielleicht selbst der Schleiermacher und der Hegel schmunzelnd auf und ab, rieben sich die Hände und murmelten in stillem Entzücken vor sich hin:

— Eine ganz vortreffliche Lektüre! Ein allerliebstes süßes Gift!

Da kam auch der Minister So und So wohl zu der Baronesse Die und Die.

— Haben Sie denn schon die Reisebilder gelesen?

Und die Eine lächelte dann den Andern an, und dann lachten sie Beide zusammen und jubelten beifallklatschend laut: Ah, die Reisebilder! die Reisebilder!

Die Reisebilder waren unstreitig nicht allein ein Zeichen der Zeit, sondern sie waren der Wendepunkt einer Epoche, mithin von einer Wichtigkeit, die stets zu beachten sein wird, wenn wir auch beim Lesen derselben heute Vieles abgelebt und trivial finden mögen.

Die Lust zum Ungehorsam liegt in jedem Menschen; es giebt vielleicht keinen einzigen, der nicht zuweilen einen Hang zum Widerstand hätte. Heinrich Heine war mit seinen Reisebildern ein ganz offener Rebell gegen alle bisher sorgsam gepflegten Gesetze der Schönheit, und außerdem ein so liebenswürdiger Rebell, daß die Gesellschaft den Rath des guten Glaukus, sich die Ohren mit Wachs zu verkleben, nimmermehr befolgt haben würde. Es ist gewiß, daß die Gesellschaft des Odysseus unbarmherziger gegen die schönen, weißarmigen, marmorbrüstigen und singenden Sirenen war, als die Gesellschaft der Restauration gegen die Sirenengesänge der Reisebilder. Man freute sich, einen so kecken, lebens-

frohen und lieblichen Rebellen beschützen zu können; kein Wunder demnach, daß alle Welt die Reisebilder, welche alle Vorurtheile mit Füßen traten, für das verführerischste und geistreichste Buch der neuen Zeit erklärte.

Denken wir uns in jene seichte, heuchlerische und tugendlose Zeit zurück, so haben wir das Erscheinen der Reisebilder als ein Ereigniß anzusehen, welches vollständig auf Verdienst Anspruch zu machen berechtigt ist. Es war damals vor allen anderen ein seltsames Werk, in einer noch nie gekannten Form, mit einer noch nie gehörten Sprache, mit einem Ton des Himmels, welcher einen sinnberauschenden Disaccord mit dem irdischen Ton erschuf, wie der wirbelnde, betäubende Dampf, den der Tropfen einer feinen wohlriechenden Essenz zischend auf einer glühenden Bratpfanne hervorbringt. — Die Reisebilder waren eine Komposition, deren erste Stimme für die Romantik geschrieben war und deren Alt und Baß gutirdisch und sinnlich dazwischen brummten.

So schlecht auch eine Zeit sein möge, am Ende können die Menschen, welche in ihr leben, nicht dafür, ebensowenig wie die Neapolitaner sich ein Verdienst daraus machen dürfen, daß sie unter einem zauberischen Himmel leben. Die Restaurationszeit glaubte nun einmal das Lied der Gottseligkeit und der Idyllen singen zu müssen, und bekanntlich kann nach dem Ausspruch des alten Fritz ein Jeder nach seiner Façon selig werden. Die erbaulichste Predigt, selbst die eines schnaubenden Krummacher, wird am Ende langweilig und man schläft voller Andacht dabei ein. So war die Gesellschaft der Restauration auch allmählig sammt ihrer heuchlerischen Prü-

derie, ihrer falschen Schamhaftigkeit und beleckten Tugend, der leeren Phrasenhaftigkeit und der zierigen, bonbonsüßen Romantik überdrüssig geworden; die Rolle wurde zuletzt etwas drückend, die ewige Schminke fraß ins Fleisch und die Gemüther waren so verzuckert, daß selbst die natürlich salzigen Thränen süß schmeckten. Man lebte unter der Herrschaft der Romantiker, wie die Italiener unter dem österreichischen Scepter leben, oder auch wie die Vögel in einem Käfige; man hatte sich an das Regiment gewöhnt, ohne es jedoch weder zu lieben, noch zu achten. Bei der ersten besten Gelegenheit war man gewillt, Revolution zu machen und den Theorieen Schlegel's, den Gespenstern und Katern Hoffmanns, und den glatten Prosaversen Rückerts zu entfliehen. Mit dem Erscheinen der Reisebilder war das Signal dazu gegeben; der gespenstische Nebel der Romantik floh mit allen seinen jammernden, heulenden und fluchenden Kobolden in die alten Burgruinen zurück: die Leichenparade verschwand mit einem Satansgebrüll in die Gruft; die Idyllen und Ideale entzauberten sich plötzlich und streckten ihre Kehrseite heraus — die ganze Gesellschaft war wie betäubt von dem übermüthigen und diabolischen Gelächter Heinrich Heine's, als dieser die romantisch-idyllischen Pfarrhäuser umdrehte und die dahinter gestandenen Kuhställe und lieux avec odeur nebelfrei betrachten ließ.

Heine wurde der Messias für diese Zeit.

Die abgemattete Liebenswürdigkeit der romantischen Welt wurde durch die kecke und sinnliche Liebenswürdigkeit der Reisebilder vernichtet; man lernte die Romantik des wirklichen Lebens, die volle schrankenlose Genußsucht

kennen und desertirte von dem bisherigen Regiment unter klingendem Spiel und Jubelgesang. Die scheinbar in die Herzen eingefressene bleiche Romantik flog mit einem schallenden Hohngelächter heraus: die Romantik war todt; Heine hatte sie, wie Saturn seine Kinder, getödtet.

Beeilen wir uns aber dies Verdienst weniger Heine als seinem Produkt zu vindiciren. Heine selbst hatte wohl gar nicht an diesen Erfolg der Reisebilder gedacht. Aber was die ganze, mit so vieler Kraft und Sittlichkeit ausgestattete schwäbische Dichterschule nicht vermochte, was kein Zorn eines Kritikers, noch kein Befehl eines Herrschers zu Wege gebracht hätte, das bewirkte die Lächerlichkeit mit einem Zauberschlage und ohne jeden Widerstand. Die Donquixoterie wird stets die gefährlichste Waffe bleiben. Heine sprach wie es ihm ums Herz war, rücksichtslos, ja schamlos; dabei sprang er mit einer so drolligen Attitüde in dem romantischen Garten herum, focht mit seiner Harlekinpritsche so possirlich gegen die weinerlichen Gestalten der ehrwürdigen Romantik, daß das Publikum in eine ungemeine Heiterkeit versetzt wurde.

Jedes Ding und jede Zeit fordert ihr Ende, so auch die unselige Zeit der Restauration. Die Reisebilder würgten sie ohne Mitleid ab, und dafür müssen wir Heine danken, besonders da dies Henkergeschäft so schnell und unblutig von Statten ging.

Der Verfasser der Reisebilder, damals sechs und zwanzig Jahre, wurde nun der Liebling des deutschen Publikums. Man liebte ihn so, wie man junge Löwen und liebenswürdige Dandy's in Damengesellschaften liebt; man schmollt wohl etwas mit ihnen über ihre Frivolität

und die angewöhnte Bagatellbehandlung in Liebessachen; aber man giebt ihnen durch einen sehnsüchtigen Blick zu verstehen, daß man nichts lieber hätte, als von ihnen in Versuchung geführt zu werden. Gewöhnlich ist diese Situation für die Moral der Dandy's gefährlich; sie gewöhnen sich das Spotten über Moral und Tugend an, sehen in den Frauen nur Kreaturen, welche ohne Ausnahme und mit geringer Schwierigkeit ihrer flatterhaften Neigung dienen und vermeinen deshalb, daß sie keinerlei Rücksichten gegen eine Gesellschaft zu nehmen brauchen, die im Grunde, ihrer Ansicht nach, doch ebensowenig Moral besitzt, wie sie. Eine solche Stellung hatte etwa Heinrich Heine dem deutschen Publikum gegenüber; er wurde der ungezogene Liebling der Grazien genannt und kam zu der Ueberzeugung, daß man selbst seine Cynismen mit Beifall aufnehmen werde, weil er sein Glück als literarischer Dandy gemacht hatte. So wurde Heine zu seinem Unglück ein Liebling der ungezogenen Grazien; er wußte, daß er sein Publikum habe, und, gewöhnt an dessen Beifall, trat er mit Absicht in die Sphären der Gemeinheit hinein, und fand zu seinem Troste, daß eine gute Portion Gleichgesinnter ihm dahin folgte. Es war zu natürlich, daß der junge Verfasser der Reisebilder zu jener maßlosen Selbstsucht, zu jener schamlosen Rücksichtslosigkeit und jener unglücklichen Ueberschätzung seiner Dichtergröße gelangen mußte, welche später so viel schmutzige Flecken in dem Glorienschein eines Dichters bildeten, der das herrlichste Talent hatte und aus dem Holze geschnitzt war, aus welchem die Fürsten der Poesie gebildet werden.

Wir sehen die Wirkung dieser Verzärtelung bei

Heine ganz deutlich in den später erschienenen Bänden seiner „Reisebilder". Mit jedem späteren Bande fällt uns die Sicherheit seiner Selbstliebe immer mehr auf; sein Witz wird fulminanter und schamloser, sein Sarkasmus ungebundener und cynischer; sein Egoismus und seine Tyrannei als selbstgemachter Richter und Fürst der deutschen Literatur entsetzlich, bis sie sich mit der ekelhaften Abhandlung über Platen krönt. Die wirkich ungezogene Liebenswürdigkeit Heine's in den ersten beiden Bänden seiner Reisebilder ist durch die Verhätschelung des Publikums bei ihm in den letzten beiden Bänden zu einer überwiegenden Gemeinheit gesunken.

Die beiden ersten Bände der Reisebilder waren eine reizende, wohl etwas frivole, aber vorwiegend genußreiche Lectüre; ein süßes Gift, welches dem damaligen Gesellschaftskörper sogar heilsam war und ihm einen Theil der Gesundheit zurückgab. Mit einem so witzigen und liebenswürdigen Gesellschafter Deutschland, Italien und England zu bereisen, war bisher unbekannt gewesen. Reisebeschreibungen hatten bis dahin meist einen sehr trockenen Karakter gehabt; Heine, der im Grunde nichts Neues über Länder und Dinge sagte, sagte aber von allen sehr viel Witziges. Hätte es in damaliger Zeit einen sittlichen Schriftsteller gegeben, der Heine die Herrschaft hätte streitig machen können, dieses glänzende Talent wäre durch seinen Ehrgeiz und durch den Eifer, seinen Nebenbuhler zu überflügeln, ein strahlendes Gestirn ohne Flecken an dem Dichterhimmel Deutschlands geworden; so aber ließ es der Uebermuth und der Mangel an Stütze, die fehlende Erziehung und der Trotz entarten. Die beiden ersten

Bände der Reisebilder werden von allen prosaischen Schriften Heinrich Heine's die einzigen bleiben, welche auch zum Genuß späterer Geschlechter dienen können. Die zwei letzten Bände dagegen zeigen bereits die Entartung, in der fortzuwandeln sich dieses Talent von nun an gefiel. Das Resultat wird nun auch ein anderes; man verzeiht nicht mehr, wie bei den beiden ersten Bänden, die Anstößigkeiten um der Liebenswürdigkeiten Willen, sondern man sucht die Liebenswürdigkeiten wie Goldkörner in einem schlammigen Flusse.

Im dritten Bande seiner Reisebilder haben wir bereits Schilderungen von Heine, welche den Anfang einer fortlaufenden Gallerie bilden. Da hört es sich denn gar drollig an, wenn zuweilen der Verfasser Rechenschaft über sich selbst ablegt, wie bei folgender Stelle:

„Ich habe einen großen Werth auf Dichterruhm gelegt; ob man meine Lieder preist oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit."

Wir müssen gestehen, daß dieser Satz unwillkührlich ein Lächeln abzwingt. Es gab wohl nie einen Dichter, der mehr Gewicht und Accent darauf legte, daß seine Gedichte die besten der Welt wären, als eben Heine; es gab nie einen Poeten, der sich mehr durch Kritiker und selbst durch das niedrige Hundegekläff irritiren ließ, als ihn; — alle seine späteren Schriften legen sprechendes Zeugniß davon ab. Weshalb sich aber Heine „einen braven Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit" nennt, das

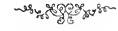
scheint uns unklar, oder einer jener Witze zu sein, die er zuweilen ohne seine Absicht machte.

Ein treffenderes Bild malt Heine von sich selbst, wie aus Instinkt, an einer anderen Stelle des dritten Bandes. Es ist bei der Beschreibung seines Aufenthaltes in Trient, wo er dem Leser auch eins jener schönen, graziösen und doch unzüchtigen Harfenmädchen vorführt, denen man sehr häufig in Italien begegnet:

„Ueber dem unglücklichen Mädchen, diesem Frühlinge, den der Tod schon verderblich angehaucht, lag eine unbeschreibliche Anmuth, eine Grazie, die sich in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Tone kund gab, und selbst dann nicht ganz sich verleugnete, wenn sie mit vorgeworfenem Leibchen und ironischer Lüsternheit dem alten Vater entgegen tänzelte, der eben so unsittsam, mit vorgestrecktem Bauchgerippe zu ihr herauwackelte. Je frecher sie sich gebehrdete, desto tieferes Mitleid flößte sie mir ein, und wenn ihr Gesang dann weich und wunderbar aus ihrer Brust hervorstieg und gleichsam um Verzeihung bat, dann jauchzten in meiner Brust die kleinen Schlangen, und bissen sich vor Vergnügen in den Schwanz. Auch die Rose an ihrem Busen schien mich dann wie bittend anzusehen; einmal sah ich sie sogar zittern, erbleichen — aber in demselben Augenblick schlugen die Triller des Mädchens um so lachender in die Höhe, der Alte meckerte noch verliebter, und das rothe Kometgesicht marterte seine Bratsche so grimmig, daß sie die entsetzlich drolligsten Töne von sich gab und die Zuhörer noch toller jubelten."

Das Harfenmädchen mit der unbeschreiblichen Anmuth

und der Lüsternheit, das sind die Phantasien Heinrich Heine's. — Wie er einst dem italienischen Harfenmädchen gegenüberstand, wie in ihm einst bei der Unzüchtigkeit derselben und ihrem Gesange sich „die Schlangen in seiner Brust vor Vergnügen in den Schwanz bissen," so betrachtete und lauschte und freute sich über ihn die Gesellschaft vor dreißig Jahren! — —



3.

Der Sänger.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen . . .

Im heiligen römischen Reich sang man schon die Lieder Heinrich Heine's, noch ehe seine Reisebilder ihn berühmt gemacht hatten. Da und dort hatte Heine die kostbarsten Perlen lyrischer Poesie schon fallen lassen; man las diese Verse, man sang sie, ohne Noten zu haben — es war die Musik der deutschen Sprache, die man hörte; der Schmelz deutscher Gedanken, der die Herzen bethauete; die deutsche Minne, die deutsche Träumerei und Sehnsucht und Qual —

Das war der alte Mährchenwald!
Es duftet' die Lindenblüthe!

Schon 1822 war von Heine ein Band lyrischer Gedichte erschienen;*) 1823 gab er seine beiden Tragödien „Radcliffe" und „Almansor" mit dem der Rahel gewidmeten „lyrischen Intermezzo" heraus. Die beiden Tra-

*) Es sind diejenigen, deren später nicht wieder abgedruckte den Anhang dieses Buches bilden.

gödien waren mit den Schönheiten jener wilden, düsteren Weisen ausgestattet, die Lord Byron mit seinem gequälten Herzen gedichtet hatte; wir übergehen sie als Produktionen eines noch unausgebildeten Talentes.

Aber seine Lieder! Aber seine Romanzen und Liebesklagen! — O, die deutsche holde Muse war Heinrich Heine's Mutter, das wollen wir nie vergessen; sie hat ihn dichten und singen, ihn träumen und weinen gelehrt; sie hat ihm die Zither der Poesie geschenkt und die unnachahmlichsten Spiele und Gesänge verliehen; ja gewiß, sie mag weinen, daß ihr Liebling, ihr echter Sohn im Sarge liegt; aber sie hat auch gewiß den schweren Gram einer Mutter gehabt, welche ihr Kind entarten sieht: Heinrich Heine ist todt; doch die deutsche Muse hat noch mehr um das Leben, als um den Tod ihres Lieblings zu trauern. Preisen wir aber das Geschick, welches uns die ersten, halb schüchternen, halb kecken Gesänge Heinrich Heine's wie ein Liebesgeschenk seiner Muse übergab; der Sänger war seiner Glorie werth und ewig lebt sein Buch der Lieder.

Dieses kostbare Album der noch unverdorbenen Heineschen Muse erschien im Jahre 1827; doch, wie gesagt, schon lange vorher sangen, träumten und weinten deutsche Herzen Heinrich Heine's Lieder; sie waren schon zu Genien Deutschlands geworden und zum ersten Male, ja, gestehen wir es uns, zum ersten Male tönten so deutsche, liebe, holde, träumerische und kecke Gesänge aus eines Dichters Munde; es waren Worte des Herzens, es waren Tropfen eines himmlischen Nektars, die wie Thau lindernd auf die welkenden Gemüther niederfielen. Das

„Buch der Lieder“, als das erste Geschenk Heine's auf dem Altar der deutschen Musen, kann die späteren Gaben des Dichters für einen Augenblick vergessen machen; hätte der Himmel ihn geliebt, er hätte nach der Ueberreichung dieses Schatzes Heinrich Heine sterben lassen.

Zwischen den glatten Versen Göthe's und den steifen, im Schleier stolzirenden Poesieen der Romantiker sprudelte mit einem Male die klare, murmelnde und lieblich=frohe Quelle der Heine'schen Muse; ihr Rauschen war Musik, ihr Wasser klar wie Krystall; mit der größten Einfachheit und mit den geringsten Mitteln der Kunst zauberte Heine ganze Herzenswelten, Mährchenreiche und Blumensphären. Das war das Geniale und Ursprüngliche der Heine'schen Poesie, daß sie ungekünstelt, frei, leicht und graziös aus dem Herzen quoll, weinend und träumend, lachend und kokett — es war ein Sänger der Natur, der sich nicht zum Dichter machte, sondern der ein Dichter war. Die Phrase erbleichte vor seinem schmucklosen Harmonienklang und indem wir gleichsam dem Harfenspiel aus höheren Sphären lauschten, sahen wir zugleich die irdischen Leiden und Freuden, die Kobolde und die Feen, die Blumen und Mädchen, die Riesen und Zwerge. Wir träumten beim Mondschein und Sphärengesang; das Herz schluchzte und weinte und dabei lachte und lächelte unser Auge: haben wir eine Palme, eine goldene Preispalme von dem Altar unsrer Poesie zu vergeben, so gebührt sie Heinrich Heine, denn er schrieb das Buch der Lieder, den schönsten Kranz von lyrischen Poesien, dem unstreitig keine andere Nation einen blühenderen und herrlicheren entgegen setzen kann.

Vor Allem fällt in dieser Sammlung von Gedichten die fleckenlose Objectivität einzelner Lieder auf, welche für immer der deutschen Nation angehören werden. Wer kennt nicht das Gedicht von der „Loreley" und der „Lotosblume"; wer nicht das wunderliebliche Lied von der „Fichte und Palme"?:

> Ein Fichtenbaum steht einsam
> Im Norden auf kahler Höh'.
> Ihn schläfert; mit weißer Decke
> Umhüllen ihn Eis und Schnee.
>
> Er träumt von einer Palme,
> Die, fern im Morgenland,
> Einsam und schweigend trauert
> Auf brennender Felsenwand.

„Die beiden Grenadiere" und „die Wallfahrt nach Kevlaar" sind nicht minder, wie hundert andere Lieder, im Munde des deutschen Volkes. Interessant ist die nur wenig bekannte Erklärung des letzteren Gedichtes, welche Heine dem ersten Abdruck im „Gesellschafter" vom 10. Juni 1822 beigefügt hat.

„Der Stoff dieses Gedichts ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimath. Als ich ein kleiner Knabe war und im Franziskanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt und dort zuerst buchstabiren und stillsitzen lernte, saß ich neben einem anderen Knaben, der mir immer erzählte, wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (im Gelderuschen) mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert und wie sein eigner schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder in der obersten Klasse des

Gymnasiums zusammen, und als wir im Philosophenkollegium bei Rector Schallmeyer nebeneinander saßen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakelerzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laborirt, und lange vernahm ich dann nichts mehr von ihm. — Vor einigen Jahren, als ich zwischen Bonn und Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaarlieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: „Gelobet seist du, Maria!", und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn, er aber sah sehr blaß und krank aus."

Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.

— — — — — — —
— — — — — — —

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze
Und lächelte mild und schwand.

Das ganze, noch unverdorbene und edle Gemüth des Dichters liegt in den hundert Liedern und Romanzen

ausgebreitet, welche das Buch der Lieder enthalten. Dem aufmerksamen Beobachter entgeht nicht der melancholische Zug seines Herzens, der überall vorherrscht. Neben der Lust am Leben zieht immer durch sein Gemüth der Trauerzug einer vernichteten Jugendliebe;*) der erste Schmerz darüber beherrscht das Gemüth und die kecke Lebenslust, die übermüthige Laune jauchzt dazwischen so naiv, so unschuldsvoll, daß es nicht zu ahnen ist, wie diese graziöse Koketterie dereinst in einer verzerrten Ausartung das ganze dichterische Wesen beherrschen sollte. Es ist wohl etwas Schweres und Großartiges, wenn ein poetisches Gemüth sich mit aller Gewalt an dem Ideale einer Liebe emporgerankt hat und das Schicksal ihm plötzlich dies Ideal raubt; das ganze Herz wird mit seinen an der Hoffnung angewachsenen Fasern wie ein Moosstück vom Felsen gerissen; es blutet aus tausend Wunden, es wimmert vor Schmerz — das ganze holde Saitenspiel der Seele ist zerrissen, und weinend schluchzt das Herz um die todte Liebe, die doch eben erst zum Leben erwacht war. Es ist etwas Großes, mit männlicher Kraft dies Trauerloos zu tragen; alle Hoffnungen werden welk, die Sehnsucht wird bitter und der Mensch, ohne ein Echo für die heiligen Gefühle in seiner Brust zu finden, ist geneigt, jede Rücksicht für das Leben aus den Augen zu setzen. Die Schwermuth und der Tiefsinn, oder die Betäubungssucht und der Cynismus sind meist Folgen jenes inneren Seelenkampfes, den Wenige nur mit Standhaftigkeit und Ruhe zu ertragen vermögen. So war es erst die Schwermuth

---

*) Siehe Anhang No. 1 bis 4.

und die Melancholie, welche Heinrich Heine aus dem Kampf seines Gemüths davon getragen hatte; die jammernde Sehnsucht und die bleiche Hoffnung ließ er wie zum Hochgenuß noch auf dem Grabe seines Ideales sich das Haar zerraufen ... der Schmerz loderte noch ... die Thränen hingen noch an den Augenwimpern —

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Todtenreich,
Sie setzt sich zu mir und weinet
Und macht das Herz mir weich ...

Deshalb finden wir in den Liedern diesen Schmelz, den Keiner einfacher und rührender in Worte zu kleiden verstand wie Heine. Deshalb, während er später meist dem Witz das Scepter lieh und über sich selbst, sowie auch über Andere nur die Wogen seiner cynischen Poesie goß, tritt er uns träumerisch in dem Buch der Lieder, diesem unverfälschten Echo seines Gemüths, entgegen; er klagt, er weint, er schluchzt — ja er betet; sein Scherz ist harmlos und selten bitter, sein Witz ohne Dornen: der ganze Adel seiner Seele ist noch da; die Reinheit seines Gemüths spiegelt sich fleckenlos ab, und wir lassen uns vertrauensvoll einwiegen von dem Sirenengesang seiner Lieder, ohne, wie zehn Jahre später, nach dem Himmel der Schönheit die Hölle der Bosheit oder der Frivolität zu erwarten. Wir denken keinen Augenblick daran, daß diese melodischen Worte und diese lieblichen Lieder nicht in der That die reinen Seufzer und Töne eines herrlichen dichterischen Herzens seien; wir lassen uns rühren, und glauben nicht, wie später, daß die Inbrunst der Gefühle wie Heuchelei und Lüge erscheint; nein, das Buch der Lieder

ist ein Diadem von echten Perlen, ein Gebetbuch des Herzens voller Liebe und Leiden, ein Mysterium der Liebe, die da klagt und singt und jammert und kost und scherzt und lacht; ein Kranz von Liedern, welcher ewig grünen wird.

Es ist unnöthig, von dem ungeheuren Beifall zu reden, der das Buch der Lieder begrüßte. Alle Componisten Deutschlands setzten die kleinen Gedichte in Musik und Jeder sang die Lieder, welche sich fast allein sangen mit ihrer Melodie. Es scheint kaum möglich zu sein, daß die Loreley z. B. eine andere Musik habe als sie wirklich hat; die Musik liegt in den Worten selbst und der Componist brauchte eben nur Noten anstatt der Sylben zu setzen. Die „jungen Leiden", die „Heimkehr", die „Lieder", das „Intermezzo", die „Harzbilder" und „Nordseelieder" — das sind quellende Knospen der Poesie, das sind die Geständnisse von dem ursprünglichen, edeln Gemüth Heine's, der im Jubel seine Muse krönt und

> Von der Sonne droben
> Reißt ab das strahlend rothe Gold,
> Und webet draus ein Diadem
> Für ihr geweihtes Haupt.
> Von der flatternd blauseidnen Himmelsdecke,
> Worin die Nachtdiamanten blitzen,
> Schnitt er ein kostbar Stück
> Und hängt es ihr, als Krönungsmantel,
> Um ihre königliche Schulter.

— — — — — — — — — — —

Von nun an weinte seine Muse um ihren undankbaren Sohn!

Wir haben, einige Blätter vorher, darauf hingewiesen, wie verderblich es für Heine war, daß ihn der Ruhm in

solcher Glanzesfülle für seine ersten Arbeiten belohnte. Es mag von der Vorsehung und von den Musen des Himmels eine viel größere Gunst sein, dem Dichter erst nach dem Tode, oder nach dem vollen Maaß seiner Arbeiten die Glorie auf das Haupt zu drücken. Einen Heiligenschein im Leben schon zu tragen ist sehr gefährlich und verführt leicht den Laureaten, sich klein zu machen, damit ein Jeder seine Sonne zu betrachten vermag. Der Nachruhm steht aber wie ein Stern am Himmel, zu welchem die Menschheit mit Andacht emporblickt. Sicherlich war Heine nicht der Weltweise, welcher, so wie Goethe, trotz der Glorie bei Lebzeiten sein vorgestecktes Ziel nicht verlor; Heine hatte vielmehr keinerlei Zweck und Ziel, als er die Reisebilder und das Buch der Lieder schrieb; er war nur der echte Dichter, den Nichts kümmert und Nichts als sein Genius leitet; es sprudelte und klagte sich Alles bei ihm frei und schlicht aus der Brust heraus; der Dichter sang allein, der Mensch war dabei ganz vergessen. Erst nachdem der Beifall ihn gekrönt, nachdem der Ruhm ihm die Brust geschwellt, da setzte sich Heine eine Tendenz und ein Ziel vor — und zwar ein seiner ganz unwürdiges Ziel.

Heinrich Heine hatte unstreitig seinen Ruhm verdient; aber, wie gesagt, es giebt nichts Gefährlicheres, als mit lebendigem Leibe und voller Würde die heilige Lampe auf dem Haupte zu tragen. Dem Heine'schen Karakter war es auch nicht gegeben, gravitätisch in einem Hermelinmantel einher zu gehen. Trunken von dem Ruhm und dem Beifall, berauscht von der durch seine Glorie und seine Liebeslieder beförderten Gunst der Damen und begeistert von sich selbst, ging er wie ein überseliger König gestiefelt und

gespornt umher, die Krone auf dem kleinen Haupte, den Hermelinmantel nachschleppend, den Scepter in der Hand: die Krone wackelte und der Scepter sah zuletzt so possirlich in seiner Hand aus, daß er einem jener Fürsten glich, welche, vom Weine schwer, in ihrer geborgten Majestät zwischen der Menge eines Maskenballes taumeln; oder sich wie der verwunschene Prinz geberdeten, welcher in der Ungewohntheit seiner Macht und Pracht jedem Lakeien gegenüber seine Majestät herausbrüstet.

Es ist sehr wesentlich, hierauf Gewicht zu legen; denn Heine betrachtete sich von nun an als der unumschränkte Gebieter aller Geister und Herzen; er war überzeugt, daß jede seiner Handlungen das Publikum interessiren müsse und daß er sich an kein Gesetz der Aesthetik, an keine Pietät zu kehren habe. Es kam, wie wir noch beleuchten werden, Vieles hinzu, um seine eitle Ueberschätzung zu erhöhen und die Kleinlichkeit seines Geistes trieb ihn vollends in die falsche, beklagenswerthe Bahn. Er glaubte der Strafrichter aller Dichter, ja aller Gelehrten und Künstler sein zu können, weil er eben ein großer Poet war; und erkannte doch nicht die mitleidige Rolle, welche er zuletzt spielte, wenn er wie ein alter keifender Greis mit dem Stock unter die höhnende Straßenjugend rannte, um sie dafür zu züchtigen, daß sie nicht in tiefster Ehrfucht vor ihm niederkniete. Es war nichts kleinlicher, als indem er später mit einem gewissen ängstlichen Grimm sich danach erkundigte, ob er noch wirklich der große Dichter von Deutschland sei; es gab nichts Beklagenswertheres als seine Wuth, die Poesie und die Politik nach seiner Façon zu reformiren. Heinrich Heine verstand seinen Ruhm nicht zu tragen. —

Der große Seelenkampf um seine betrogene Liebe zu Evelyne van Geldern bildete überdies diesen Karakter weiter. Er hat es selbst besungen, daß diese zerstörte Hoffnung, dies zertrümmerte Ideal seinem ganzen Karakter die spätere unheilvolle Richtung gab:

Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnte es anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
Ins blühende Leben hinein.

Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnte es anders sein?
Ich trage im Herzen viel Schlangen
Und dich, Geliebte mein.

Liebe und Ehrgeiz sind jene beiden Sonnen, die der Dichter vor Allem bedarf. Haben sie ihn beide das Herz ausgebrannt, dann ist er eben Nichts als Mensch. Die Liebe mit ihrem belebenden Odem, mit dem ewigen Borne frischer Lust und zarter Gefühle, war für Heine todt; er hatte nichts mehr zur Nahrung für seine Dichternatur denn den Ehrgeiz, der um so wilder loderte, jemehr die Ruinen einer edlen Minne in seinem Herzen zusammenbrachen. Die anfängliche Melancholie und der oft so prächtig hinter Thränen verschleierte Humor, den uns die Gedichte in dem Buche der Lieder darbieten, verschwand allmählig, ja, mehr als allmählig: die Jubelfanfaren des Ruhmes sangen Beides zu Grabe und Seine Majestät der kalte, gefühllosere Ehrgeiz, nahmen von der Herrschaft über Heine's Gemüth Besitz. Durch diese Umwandlung prägte sich auch der Karakter des jungen Dichters ganz anders aus; der Genuß ist der erste Mi-

nister des Ehrgeizes und Heine adoptirte diesen Minister. Es kam der traurige Wendepunkt, wo unter den Blumen des Ruhmes und des Beifalls der Dichter den keuschen Schmerz seiner Liebe begrub und der Cynismus dies Grab vor den Augen der Welt verbergen sollte. Heine glaubte der todten Liebe genügend seinen Kultus erwiesen zu haben; er senkte das durch den Schmerz verklärte Ideal tiefer in sein Herz; die Liebe in ihrer Reinheit glich nur noch einem Traumgebild — einem Schatten:

Jene Flammen sind erloschen,
Und mein Herz ist kalt und trübe,
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe.

Zuweilen finden wir in den späteren Gedichten Heinrich Heine's dies holde Nebelbild der idealen Liebe emportauchen, unwillkührlich träumt der Dichter noch davon und folgt dem Gesang jener himmlischen Harfe: in dem Augenblick aber, wo er die Thräne des Schmerzes sein Auge näßen fühlt, erfaßt ihn der Haß zu diesem Ideale, welches ihn betrogen hatte; sein Zorn lacht laut auf in gellendem Hohn und wie durch Zauberschlag ist das holde Nebelbild entflohen. Das sind die Momente, wo der Ehrgeiz emporlodert über den Trümmern des Gefühls. In Verzweiflung um sein betrogenes Ideal fand Heinrich Heine einen Genuß darin, die Ideale der Andern zu zertrümmern.

Der Unglückliche kam aus Schwäche dahin, jede Tugend und Sittlichkeit, jede Gesinnung und Moral mit seinem Witz zu verspotten; er glaubte ohne Zweifel an ihre Pietät, aber er wollte nicht daran glauben, weil es der

Schwäche seines Karakters unbequem war. Wir werden sehen, welche Wuth der Unglückliche zuletzt darin setzte, sich schlechter zu machen, als er im Grunde seines Herzens war.

Nur eben diese Schwäche, das menschliche Leben nach dem Verlust des Ideals wie einen Tanzsaal zu betrachten, in dem man jedem Genusse fröhnen müsse, bewirkte die Schmähsucht Heine's, der unwillkührlich aus ihr, als wolle er sich erfrischen und betäuben, noch oft in seine holde Blumen- und Mährchenwelt flüchtete. Das war und blieb für ihn der Tempel seines todten Ideals; dahin floh er mit seiner Zerrissenheit und seinem Unfrieden, trieb mit Feen und Elfen Verkehr, hüllte sich selig in den bezaubernden Duft der Sagen und der Mystik,*) bis er hohnlachend fand, daß er eben nur träume; bis die Welt mit ihren Genüssen vor ihm erschien und das Leben seines Fleisches die Gefühle seiner Seele wie durch Gift zerstörte. Die Sinnlichkeit rief er herbei, lediglich um sich zu betäuben.

So wandelte sich dieses Talent hauptsächlich durch einen psychologischen Prozeß um, ohne sich Anfangs dieser Revolution selbst bewußt zu werden. So entartete dieses Talent, welches so glänzend debütirte und für Deutschland so herrliche Hoffnungen erweckte. Niemandem war es wohl je leichter gemacht als ihm, die Geister seiner Nation zu beherrschen; wie viel Hoffnungen auf ihn gesetzt wurden, das zeigt die Anhänglichkeit des Publikums an ihn, selbst wo er schon der Verachtung werth war. Er hatte wahrlich die Liebe seines Volkes mit Dank zu preisen, denn es

---

*) Siehe Anhang No. 17.

hat seine Schmach verziehen, um früherer Genüsse willen, die er ihm bereitet hatte. Deutschland hat mit Spannung, ja mit der Liebe, wie sie der Mutter zu ihrem verzogenen und entarteten Kinde inne wohnt, Heinrich Heine bis zu seinem letzten Athemhauche begleitet; aber es war ein Wahn von ihm, wenn er diese alte Anhänglichkeit durch seine letzteren Werke vermehrt zu haben glaubte; diesen jauchzte nur die irrende, oder sittlich verdorbene Klasse der deutschen Nation zu: die besser Gesinnten warteten mit Spannung, ob denn der einst so sehr der Liebe würdige Dichter nicht noch einmal sich dieser Liebe werth zeigen und mit einem echten Dichterwerk die Irrungen seines Wirkens vergessen lassen werde; sie warteten und warteten vergebens. Deutschland hat sich mit Schmerz getäuscht gesehen.

Heinrich Heine, sicher in der Einbildung, der erste Poet Deutschlands zu sein, gerieth nun in jene Verblendung, seine Macht durch die gefährlichsten Experimente beweisen zu wollen. Dieser Uebermuth einerseits und die Zerissenheit seines Innern andrerseits, machten aus ihm einen Wollüstling und beraubten ihn der edleren Gesinnungen. Er hatte den maßlosen Ehrgeiz, die Menschheit nach seiner Weise zu reformiren und fing mit gutem Beispiel bei sich selber an. Ich bin weit entfernt, anzunehmen, und glaube mich schon dahin ausgesprochen zu haben, daß der Grundtypus seines Gemüths keineswegs verdorben war. Dieser liebliche Ton seines, unter immer anwachsenderen Schlacken ruhenden Gemüthsgrundes klingt selbst in den letzten Gedichten des „Romanzero“ noch heraus; aber allmählig und dann immer mehr aus einer Disphonie schneidender und selbst kreischender Dissonanzen. Auch beweist die stets

gehegte rührende Liebe zu seiner Mutter, daß sein Herz der Pietät vor dem Edlen keineswegs fremd war; aber er glaubte deren in Bezug zu den andern Menschen nicht nöthig zu haben. Es war um so gewissenloser von ihm, sich aller Moral und Gesinnung zu entschlagen, als er den Werth dieser kostbaren Kleinode sehr wohl kannte; seine Philosophie, die er sich von nun an predigte, wollte möglicherweise zu seinem Zeitvertreib einmal versuchen, die Menschen zur Erkenntniß ihres Epikuräerthums zu bringen und ihnen beim Anblick moralischer Karaktere ein humoristisches Lächeln aufzunöthigen; andererseits wollte er auch damit prahlen, wieviel sich das deutsche Volk von ihm gefallen lasse. Das war ein trauriger Ruhm, den er nach der ersten Glorie zu erreichen trachtete! Was hat er damit erreicht? Keinen Beifall, keine Ehre, keine Liebe, keine Achtung bei der deutschen Nation — sondern für sich selbst ein Dasein ohne jeden sittlichen Halt, ein Dasein, welches in seiner letzten Zeit sich selbst als einen grimmigen, entsetzlichen und fürchterlichen Witz betrachten mußte!

Welcher Schmerz muß Heinrich Heine, wenn er ernstlich über sich auf seinem Marterbette nachdachte, gefoltert haben, sobald er sich in die Zeit von vor dreißig Jahren zurückversetzte, wo er der gefeierte, mit frischem und verdientem Lorbeer gekrönte Dichter war! Welcher Schmerz, während beinah dreißig Jahren umsonst und vergebens gearbeitet zu haben — alle Arbeiten nur für vergängliche Tagesreize halten zu müssen und den ersten Lorbeer welk — ohne frische Blüthen, ohne neue Knospen zu sehen! Welcher Gram für einen Dichter, seit dreißig Jahren

bergab gegangen zu sein und ärmer an Freunde und Liebe, mit einem alten und befleckten Kranz des Ruhmes sich zu sehen?

Noch einmal, Heinrich Heine hätte vor fünf und zwanzig Jahren sterben sollen und er würde mehr noch leben, als er heute lebt. —

Die Umwandlung des Sängers der Lieder ließ auch nicht lange auf sich warten; die Genußsucht, die frivole Sinnlichkeit und der Witz wurden von ihm zu einer Philosophie zusammengeknetet, mit deren Kugeln er bald Dies, bald Jenes im Uebermuthe bewarf. Im Anfange machte die Neuheit dieser Poesie Sensation und Glück; man liebte einmal den Dichter der Reisebilder und des Buches der Lieder; man ergötzte sich an diesem echten, gesunden Humor, diesem prickelnden Witz, dieser Champagnerlaune des Dichters; man schlürfte noch immer behaglich dies süße Gift der cavalieren Liederlichkeit ein und verzieh ohne Schwierigkeiten einzelne ziemlich nackte Cynismen. — Heine merkte recht wohl den Beifall und seine anfangs schüchternen, naiven und graziösen Frivolitäten wurden jetzt systematisirt; seine Philosophie machte in Verbindung mit der Musik seiner Poesie Glück, und so war kein Zweifel mehr für ihn, daß er die Gesellschaft auch gründlich nach seiner Manier reformiren werde. Diese Musik seiner Sprache war eben der magische Reiz, der ihm noch Alles unterthänig machte; man wurde so lieblich verführt und so graziös umstrickt, daß man gar keine Lust verspürte, ernstlich den Sänger zurecht zu weisen. Heine hatte in dem musikalischen Periodenbau seiner Worte Unerreichtes geleistet und die Wollust seines Humors regte ihn zu

einem gewissen Studium in dieser Beziehung an. Die Musik seiner Sprache und die Tändelei seines immer prickelnden Witzes zeigten ihm das Bedürfniß, zu Hebung überall auch die Senkung, zu dem Satz sich den Gegensatz zu suchen — eine cultivirte Antithese, die in seinen Schilderungen Nichts bestehen läßt, was er nicht auch wieder umwürfe. Aus dem Ernst entpuppte sich deshalb unvermuthet der Scherz, zuletzt kroch aus diesem noch die Bosheit oder der Sarkasmus heraus. Bei seiner Macht über die Töne der Sprache kamen denn sehr häufig Meisterstücke des Humors zu Stande; er bekam eine großartige Virtuosität, seine lustigen Koboldsphantasien zu benutzen, um darin seine Schlangen wie in einen Blumenteppich zu verbergen.

Diesen anfänglich feinen Hauch von Giftduft ließ er allmählig in verstärkten Dosen ausströmen; es wurden kleine balsamische Wölkchen, dann etwas mit Unduft geschwängerte Wolken, endlich jener übelriechende Qualm, vor welchem man kaum noch die Blumen sehen konnte, denen er entstieg.

In seinem „Salon“ und in den meisten seiner nun folgenden Werke streute Heinrich Heine als Reizmittel dergleichen Gedichte hinein, wie gesagt, anfänglich noch mit einer gewissen Delikatesse, in der Schlegel'schen Lucindenmanier, bis er endlich so weit kam, jede Rücksicht für überflüssig zr erklären. In dem Salon z. B. ist er noch ein cavalierer Dandy, dessen Liebesgeständnisse und Liebesintriguen sich verzeihen lassen:

Fürchte nichts, geliebte Seele,
Uebersicher bist du hier;
Fürchte nicht, daß man uns stehle,
Ich verriegle schon die Thür.

Wie der Wind auch wüthend wehe,
Er gefährdet nicht das Haus;
Daß auch nicht ein Brand entstehe,
Lösch' ich unsre Lampe aus.

Ach, erlaube, daß ich winde
Meinen Arm um deinen Hals;
Man erkältet sich geschwinde
In Ermanglung eines Shawls.

Die Frivolität ist allmählig zum Elemente bei ihm geworden; die Genußsucht wiegt sich mehr in seinem Herzen, als die Poesie, die er zu ihrer Sklavin allmählig zu machen begann:

Ja freilich, du bist mein Ideal,
Ich hab' es ja oft bekräftigt
Mit Küssen und Eiden sonder Zahl;
Doch heute bin ich beschäftigt.

Komm Morgen zwischen zwei und drei,
Dann sollen neue Flammen
Beweisen meine Lieb und Treu;
Wir essen nachher zusammen.

Der Humor des Dichters ist hier immer noch zu ertragen; denn trotz aller Sinnlichkeit liegt doch eine gewisse Naivität in diesen Schilderungen, die freilich sehr häufig schon der Cynisme weicht, wie z. B.

Schaff mich nicht ab. Wenn auch dein Herz
Sich mir entfremdet hat,
Behalt mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab auch ich dich satt.

Gott mag wissen, welche Idee Heine bewog, mit dergleichen Poesien einen ganzen Band anzufüllen. Wo ist da der

Dichter jener herrlichen Nordseebilder? — Wir finden ihn nicht mehr wieder! Die offene Rebellion gegen alles Schöne und Aesthetische entkleidet sich oftmals und zuletzt vollständig aller jener liebenswürdigen Schönheiten, mit der sie Heine zuerst begonnen hatte; sie wird gemein und roh. Lesen wir beispielsweise das Gedicht „Unstern“, welches sich in seinem Salon findet, ahnt man wohl darin den Sänger vom Buche der Lieder?

Du fragst mich Kind, was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.
Wie 'n reudiger Hund, der verrecket,
So liegt er mit Unrath bedecket,
Es kräht der Hahn, die Sau sie grunzt,
Im Kothe wälzt sich ihre Brunst.

Diese Lieder waren allerdings nur geeignet, die Achtung des deutschen Publikums und die Liebe zu dem Dichter bedeutend abzuschwächen. Heine wurde, früher der gefeierte Liebling der ganzen Nation, immer mehr und mehr der Dichter einer frivolen, liederlichen Dandyparthei, ohne daß er es zu merken schien. Der laute Beifall dieser freilich nicht eben kleinen Klique der damaligen Strudelwitze und literarischen Prudelwitze schien dem in Paris lebenden Sänger der Applaus seiner ganzen Nation zu sein; denn wir müssen eine solche Ueberzeugung wohl hegen, wenn er sich in seiner Keckheit so weit vergißt, um auszurufen:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten nur verstand ich euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Dann verstanden wir uns gleich.

So weit setzte der Dichter die Achtung vor seiner Nation zurück, daß er in seiner Verblendung vermeinte, sie wäre nur glücklich, sobald sie sich mit ihm auf den Feldern des Cynismus und der Frivolität befinde, — das war der Uebermuth, ja die Frechheit Heine's, in der er sich von nun an gefiel; das war der Undank dieses Sängers, den das deutsche Publikum so sehr mit Liebe belohnt, und für den es trotz aller dieser Schmähungen noch immer Theilnahme hatte.

Daß Heine in der That an die Verwirklichung seiner Reform der Emancipation des Fleisches glaubte, daß er wirklich die Ueberzeugung hegte, er sei der große Poet, berufen, nach seiner Laune und nach seinem Witze zu regieren und zu strafen, das beweist schlagend eine Stelle in dem Vorworte zum „Salon":

„Die Scheinheiligen von allen Farben, heißt es darin, werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen — aber es kann ihnen nichts mehr helfen. Ein zweites nachwachsendes Geschlecht hat eingesehen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens eben so respectabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen angefüllt hat." —

Deutschland erröthete nicht gering bei diesen Worten und fühlte sich nicht wenig gekränkt, als dieser von ihm so werthgehaltene Dichter mit voller Ueberzeugung und mit triumphirender Selbstliebe öffentlich erklärte, daß es so baar jeder edleren Gesinnung und jeder Sittlichkeit sei,

wie Heine selber. Gott sei Dank! So weit war es nicht in Deutschland gekommen und wird es auch niemals kommen. Die besseren Geister gestanden empört, daß sie sich nicht zu diesem zweiten nachwachsenden Geschlechte rechneten, und daß die Gunst, welche sie bisher dem Sänger der Lieder zollten, sich nicht bis auf den Dichter der Zoten erstrecke. Der gesittetere Theil des Publikums protestirte gegen diese Anmaßung Heine's, viele seiner ehemaligen Freunde sagten sich von ihm los und einige Schriftsteller zögerten jetzt nicht mehr länger, die Ehre und die Moral ihrer Nation in Schutz zu nehmen, und zum ersten Male dem übermüthigen Dichter der Reisebilder zu sagen, daß er seine Aufgabe verkannt und die Liebe der Gebildeten verloren habe.

Diese Anfechtung seines Ruhmes und seiner Autorität mußte den anmaßenden und kleinlichen Karakter Heine's aufs Empfindlichste verletzen. Es war zum ersten Male, daß man es wagte, ihn zurecht zu weisen, ihm Lehren zu geben und den Spiegel der Sittlichkeit vorzuhalten. Die ganze Empfindlichkeit seines Uebermuthes war revoltirt, die ganze Eigenliebe seiner Priesterherrlichkeit beleidigt: er bebte vor Zorn, wenn er daran dachte, daß man ihn und seine Lieder, denen sonst das ganze Volk zugejubelt, einer Kritik zu unterziehen wagte; es empörte ihn, daß solche „Philister" sich erkühnten, den Gekrönten der Poesie in den Augen der Menge herabzusetzen. Dies Majestätsverbrechen trieb ihn zur Rache, zu jener kleinlichen und bemitleidenswerthen Rache, welche diesen im Grunde edlen Karakter fast gänzlich demoralisirte. Das wurde die Ursache jener wüthenden Angriffe auf

Alles, was nur irgendwie im Geruche der Moralität oder der Sittlichkeit stand, nur irgendwie seinen sittenlosen Grundsätzen nicht huldigte, nur irgendwie an der Majestät seiner poetischen Glorie zu zweifeln schien; daher diese wüthenden Schmähungen auf die schwäbische Schule, welche in jener Zeit einzig und allein das patriotische und sittliche Banner der Poesie emporhielt; daher jene Spott- und Schmählieder, welche jede hervorstechende Persönlichkeit durchhechelte, sei es aus Neid oder Grimm darüber, daß sie ihrerseits sich Ruhm auf anderer Bahn als der von Heine geholt, sei es am Ende gar die ausbrechende Manie bei ihm, öffentlich zu zeigen, daß er von nun an jede Rücksicht für Pietät und Sitte schwinden lasse. Ich verweise nur auf die Schmähungen, welche der immer mehr entartende Sänger über Maßmann, Jahn, Raupach, Platen und endlich selbst Börne goß; die berüchtigten „Lobgesänge auf König Ludwig" und das Spottlied auf Meyerbeer mit dem Anfange:

Heil dem Meister, der uns theuer,
Heil dem großen Bärenmeyer,
Heil dem großen Meyerbeer u. s. w.

Da die beiden letzteren Gedichte, wie es heißt, von Heine bestimmt sind, bei einer künftigen Gesammtausgabe seiner Dichtungen wegzubleiben, so möchte ich geflissentlich auf dieselben hingewiesen haben.

So entstand bei Heinrich Heine diese giftige Lyrik, aus welcher nur sehr selten noch der erste zauberische Schmelz der alten Minne, der alten träumerischen, innigen Poesie hervorglänzte. Mit dem schönen, ja, gewissermaßen unvergleichlichen Talent, welches die Vorsehung

ihm gegeben hatte, nahm er nicht Anstand, die Miseren des Lebens zu poetisiren und immer mehr und mehr sich von jenen Regionen zu entfernen, die niemals der Dichter verlassen darf.

Verloren in der Nacht seiner Genußsucht und erschlafft genug, um noch vornehmlich in den zarteren und bevorzugteren Sphären der poetischen Schönheiten zu leben, glaubte er ein Recht zu haben, die ganze Welt auf den gewöhnlichen Standpunkt herabzuziehen, auf welchem er sich wohl befand — gewiß, wir können weniger mit Haß und Verachtung auf dies Talent hinblicken, denn mit Mitleiden; wir gedenken voller Wehmuth der Verschleuderung und des Mißbrauchs mit jenen herrlichen Kleinodien, welche sich so selten im Besitze eines Menschen finden, und können uns nicht enthalten, trotz aller Verirrungen dieses Sängers, der weichen und zarten Gesänge zu gedenken, welche einst so bezaubernd aus der Brust dieses Talentes herausströmten. Durch die giftduftige Glorie, welche Heine in den letzten zehn Jahren sich um das Haupt webte, zieht sich immer das holde Aroma seiner ursprünglichen Poesie; durch den Qualm und den Nebel seiner Entartung schimmern noch immer die goldenen Minarets seiner ersten Lieder hindurch: o gewiß, die Muse der Poesie muß sich das goldene Haar zerraufen und das Kleid von Blumenblüthen zerreißen, daß ihr geliebter Sohn sie so beklagenswerth um ihre Hoffnungen betrogen hat!

Wir haben das Verdienst Heinrich Heine's mit gerechter Würdigung anerkannt und nicht gezögert, dem Dichter des Buches der Lieder eine goldene Palme deut-

scher Dichtkunst zuzusprechen; wir haben uns bemüht, alle Schönheiten hervorzuheben und die Ursachen anzudeuten, welche die Heiligkeit der ersten Poesie in ihm vergifteten; wir haben Schritt vor Schritt, mit den Poesien des Dichters in der Hand, seinen Verfall, oder vielmehr seine Entartung bewiesen: uns bleibt nichts mehr übrig, als dem Sänger in die unglückselige Höhle seiner Cynismen zu folgen.

Der „Romanzero", welcher 1852 erschien, war die erste lyrische Sammlung nach dem Buche der Lieder. Der sonst so geliebte Sänger war bereits in den Augen des Publikums tief gesunken; seine unlauteren Poesien, seine Schmähungen und das Buch über Börne hatten ihm die Achtung geraubt, nachdem er der Liebe der Gebildeteren schon längst verlustig gegangen war. Es war eben nur eine gewisse Parthei, welche an den liederlichen Poesien und Schriften Heine's Genuß fand, eine Klique prinziploser Höflinge, und nur einzelne edlere Naturen, die aus alter Anhänglichkeit oder aus Irrthum an dem modernen Properz hingen, dessen Cynthia die des Feigenblattes entkleidete Frivolität bildete. Trotzdem aber begrüßte ganz Deutschland den „Romanzero", als man ihn wie eine neue Liebesgabe des verbannten Dichters ankündigte; man freute sich darauf, wie auf das Geschenk eines Entfernten, an dessen Freundschaft man kaum noch glaubte. Freunde und Feinde Heine's sahen mit gleicher Spannung des Dichters neuester Lyrik entgegen; die Meisten vermutheten, daß der so tief gesunkene Sänger mit neuen innigen Weisen sich die verlorenen Herzen zurückerobern werde. Und wie leicht wäre dies

dem Dichter geworden! Die Herzen der deutschen Nation, welche er so sehr gekränkt und welche er so vielfach beleidigt hatte, waren gern bereit, Alles zu vergeben und zu vergessen; sie warteten nur darauf, bei einem Zeichen der Besserung dem alten Lieblinge wieder die volle Gunst zuzuwenden — ja, sie brannten danach, diese alte Liebe wieder herzustellen, den verirrten Dichter in Triumph wieder auf ihre Schultern zu heben und um des neuen Angebindes Willen die Kränkungen verflossener Tage zu vergessen. So wie die schmollende Geliebte nur des Augenblickes harrt, wo ihr Verlobter mit einem Wort der Liebe die Kränkung zu vernichten sucht, so sah das deutsche Volk mit Sehnsucht und alten Hoffnungen der Liebe dem Erscheinen des Romanzero entgegen. Es sollte, schwer gekränkt und bitter enttäuscht, dies Geschenk des Dichters zurückstoßen!

Die Kunde von den furchtbaren Leiden, von den Qualen und Schmerzen des Dichters war damals bereits durch ganz Deutschland gedrungen; in Mährchenduft hatte man den gemarterten Körper Heine's gehüllt; mit Mitleiden hatte man die Bilder betrachtet, welche diesen träumenden Tibull schilderten und die Berichte, die fabelhaften Mittheilungen der nach Paris wallfahrenden Literaten gelesen, welche in allen Zeitungen so viel Schönes und Neues, so viel Unglaubliches und Diabolisches von dem ewig sterbenden Dichter erzählten. Ganz Deutschland sah in dem neuen poetischen Werke vielleicht das letzte Angebinde des Dichters, das letzte Vermächtniß seiner Muse, das Testament seiner Poesie; — wie konnte es anders als mit Liebe und Sehnsucht demselben entgegen-

sehen? Mußte es doch auch dem mit dem Tode ringenden Verbannten die Ueberzeugung gegeben sein, daß er vielleicht bei Lebzeiten das letzte Lied dem Vaterlande gebe; welche Poesie, welche Liebe, welche Schönheiten durfte die deutsche Nation deshalb erwarten?!

Welche Enttäuschung, welche bittere Enttäuschung stand ihr bevor!

Ein allgemeiner Schrei des Unwillens und des Entsetzens tönte von den Lippen aller Gebildeten, nachdem sie den „Romanzero“ gelesen. Alle Hoffnungen verwelkten, alle Liebe erstickte, alles Mitleid mit dem Kranken verschwand: Deutschland fühlte sich im Tiefsten verletzt, und konnte nach dem ersten Auflodern der Empörung nur Verachtung für den Verblendeten haben, der im Angesichte seiner Leiden und im Erwarten seiner Sterbestunde Gott und Religion, Tugend und Sittlichkeit, Moralität und Pietät verhöhnte. Aus diesem träumenden, leidenden, mit sich zerfallenen Dichter; aus diesem gequälten und gemarterten Sänger, dessen man bisher noch immer mit Liebe und Mitleid gedacht und dessen Lästerungen man nur noch stets mit Entschuldigungen gestraft hatte — aus diesem sonst so lieblichen Liebes- und Mährchendichter ward plötzlich ein diabolisches Gerippe mit einer gellenden Stimme, eine entsetzenerregende Kreatur, welche höhnend das ganze Weltall und den ganzen Himmel mit sich in Kampf zu setzen trachtete.

Die herrliche Poesie Heinrich Heine's hatte sich im Romanzero um die Fäulniß gehüllt, die verpestend in die Luft empor strömte! Das war das Angebinde, welches der deutsche Dichter aus seiner Matratzengruft seiner Nation

übersandte: eine unerreichte Poesie der Zoten und der Gemeinheit! Das war der Kranz, den er auf dem Grabbette gewunden, ein Cynismus ohne Gleichen, eine Profanation des Allerheiligsten, ein diabolischer Spott gegen Gott! — Das war das Vermächtniß, welches Deutschland mit so edlen Hoffnungen erwartet hatte: eine schamlose Frechheit!

Was zur Entschuldigung der Frivolitäten Heinrich Heine's dienen konnte, haben wir wie gewissenhafte Richter angeführt; aber wir hätten Nichts, um diese entartete und verpestete Lyrik des Romanzero zu entschuldigen. Wir haben keinen anderen Grund für diese potenzirte Sittenlosigkeit, als daß wir annehmen, Heine wollte einen Angriff mit allen Garden und Reserven auf die Batterien der Sittlichkeit und der Moralität machen; mit allen seinen Kräften die Gesellschaft auf das Niveau seiner eigenen Gemeinheit herabziehen, weil er einsah, daß er sich nicht mehr zu ihrer Gesittung emporheben konnte. Wir können nur glauben, daß dieser verblendete Geist, ergrimmt über die moralisirenden Philister, vergällt durch die Erfolglosigkeit seiner Theorie, die Sinnlichkeit als Königin der Gesellschaft adoptirt zu wissen, mit der düstern und höhnischen Wuth Simsons, zerfallen mit seinem Gott und mit sich selbst, die Säulen des gesellschaftlichen Tempels umzureißen trachtete, um mit einer gellenden Lache sich unter den Ruinen zu begraben; wir müssen annehmen, daß eine Art Wahnsinn ihm einen Hochgenuß davon versprach, die Verachtung und bewundernde Angst der Welt auf sich zu laden; der Gesellschaft zu zeigen, daß er im Angesichte des Todes und gepeinigt von Schmerzen, Gott

noch zu verfluchen wage; daß er am Ende ein Problem sein wollte!

Es war ein trauriger Ruhm, den der Romanzero seinem Dichter brachte; aber er mag sich vielleicht daran entzückt haben — war es doch ein neuer Flitter zu dem alten Glanz; eine giftige Blume zu dem welken Strauß der schönen Rosen! Es war ein seltener Ruhm, den Wenige beneiden!

Der Inhalt des Romanzero war mit seinem Bekenntniß des Atheismus, seinem Spott über die Religion und seinen Lobliedern auf den Hexensabbath der Liebe, ohne Zweifel der Ausdruck von dem Karakter des Dichters selbst. Es ist anzunehmen, daß Heine vielfach sich schlechter machte, als er war; indessen, fällt damit auch die Annahme zu Boden, daß Heine ein verwerflicher Karakter war, so darf man, milde angesehen, ihn für das Opfer einer Verblendung halten, die einem Fanatismus in Sachen der Sinnlichkeit und der Immoralität gleich kam. Die Poesie des Romanzero ist in diesem Fanatismus gehalten; die Sucht, etwas Originelles zu sein, leuchtet überall heraus und man sieht es deutlich, wie der Dichter nicht gewillt oder nicht mehr fähig, sich neue Diamanten der lieblichen und holden Poesie zu holen, um damit die alte Krone zu schmücken, gleich einem Bilderstürmer rast und in die Baaltempel seines Fanatismus stürzt, dort die giftgefüllten, unechten Perlen von dem Götzenaltar reißt und mit dem Triumph eines Wahnsinnigen dem Diadem der ersten Glorie sie einverleibt, jauchzend und taumelnd vor Lust, mit diesem verzerrten und verunglimpften Schmuck auf dem Haupte und in der

Art eines Caligula das Volk herausfordernd, ihn in diesem Aufzug anzubeten.

Lesen wir die Lieder von den zwei Rittern, die Plateniden, oder das Non plus ultra aller Zotenpoesie, die Disputationen, welche der Romanzero enthält, so halten wir sie, abgesehen von den großen humoristischen Gedichten, wie etwa der weiße Elephant, eher für die Gesänge eines Irren, als für die eines Mannes, der einst mit Recht von sich sang:

> Ich bin ein deutscher Dichter,
> Bekannt im deutschen Land,
> Nennt man die besten Namen,
> Wird auch der meine genannt.

Welcher Contrast zwischen dem Liebesdichter von Ehemals und dem Dichter des Romanzero, der die deutschen Farben als „Affensteißcouleuren" besingt und Verse macht, wie sie im Romanzero zu lesen sind und die wir um so weniger wiedergeben wollen, als unsere Feder sich sträubt sie niederzuschreiben, auch wenn es sonst nicht bedenklich wäre, sie hier nochmals zu veröffentlichen.

Dagegen waren die „Neuen Lieder" und die „Vermischten Gedichte", welche kurz darauf erschienen, Goldperlen zu nennen; dieser Jammer um sich selbst, diese Zerrissenheit und die Anklagen gegen Gott und die Menschen darin, haben mindestens eine gewisse schrillende, aber rührende Poesie, ja einzelne Gedichte sind aus dem alten Mährchenwalde, aus dem alten Schooße der Heine'schen Muse entstiegen, wie Frau Mette, die Hastingsschlacht,

der Besuch im Kyffhäuser und Tannhäuser. Indessen waren die besten davon schon früher gedichtet worden.

Der Sänger, den Deutschland einst als Liebling krönte, hatte ein beklagenswerthes Ende gefunden. Mit aller ungeschwächten Kraft seines Talents bis zu dem Tage, wo die Parzen mitleidsvoll seinen Lebensfaden durchschnitten, trachtete Heine später danach, den herrlichen Lorbeer der ersten schönen Siege mit dem Kranz der giftigen Blumen zu bedecken, welche ihm die Grazien der Schamlosigkeit, der Gemeinheit und der Unmoral lächelnd aus dem Tempel ihres Reiches zuwarfen. Wohl ist es wahr, daß die giftigen Blumen meist die herrlichsten an Pracht der Farben sind — aber immer sind es giftige Blumen. Ihren Kranz auf der Stirn, fühlte der Dichter den narkotischen Duft auf seine Augen sinken und das Gift bis in das Mark des Hauptes 'hinein sich drücken; im Wahnsinn der Lüste riß er die Leyer herab und sang wie Tannhäuser im Venusberge! — — —

Aus der schwellenden Knospe war an der Sonne des Beifalls die Blume zu schnell entfaltet worden; und dennoch war es eine Rose, schön wie die von Isthmus Bergen, glühend wie die Gül von Schiras; aber die Würmer schlängelten sich zwischen den Blättchen dieses Kelches, ein giftiger Duft strömte aus dem Herzen dieser Blüthe — fort war die Zeit, wo alle Knospen sprangen: dahin die Liebe und der Frühling; und dennoch hörte man in manchen Stunden Elfensang bei dieser Blume, aus dem es wunderhold hindurchseufzte:

Wenn du eine Rose siehst,
Sag, ich laß sie grüßen!

4.

Börne, Heine, Don Quixote.

Es war, wie schon gesagt, nach dem Beifall, den sich Heine durch die Reisebilder und durch das Buch der Lieder erworben hatte, bei ihm der etwas possirliche Gedanke zur Herrschaft gekommen, die Menschheit zu reformiren und für die Kulturgeschichte eine bedeutende Rolle spielen zu wollen. In Heine lag keineswegs so viel Ernst und Zähigkeit, um einen solchen Gedanken mit dem ganzen sittlichen Gewicht zu fassen; sein Kosmopolitismus in allen Dingen verhinderte ihn vollständig, irgend einem Ziel, nach Art sonstiger Reformatoren, mit Energie entgegen zu streben. Aber halb im Scherz und halb mit dem Uebermuth eines verzogenen Kindes formte er seinen Regenerationsentschluß, von dessen Endpunkt er durchaus nicht unterrichtet war. Daß er ein Reformator wurde, war fast wider seinen Willen, und daß er sogar ein Märtyrerthum seiner Philosophie erleiden sollte, war ganz gegen seine Ideen. Indessen mag es mit der Mystik

jedweder Art von Reformatoren zusammenhängen, daß ihnen ein gewisses Märtyrerthum auferlegt wird.

Als Heine den Entschluß zu einer gesellschaftlichen Kulturveränderung faßte, war er sich vollkommen bewußt, daß ihm sein Geist und sein Witz die mächtigsten Alliirten bildeten. Es war ihm nicht daran gelegen, seine Zeit umzuwandeln; sondern dies schallende Gelächter, welches der Anblick seiner heuchlerischen und romantischen Zeit bei ihm hervorbrachte, ließ ihn instinktartig herausfinden, daß er vortrefflich die entnervten und verschlammten Geister mit dem bequemsten und verführendsten aller Philosopheme beherrschen könne, nämlich mit dem sinnlichen Genuß, dem er selber, als echtes Kind seiner Zeit, sich gewidmet hatte. Mit dem Cynismus eines Ludwig XV. kümmerte er sich wenig darum, wohin die Vernichtung der sittlichen Kraft ein Volk führen könne; après moi le déluge! rief er aus, und es mag ihm einen diabolischen Hochgenuß gewährt haben, die ganze Gesellschaft unterminirt und ihrem Verfalle nahe zu sehen. Mit der ganzen Lust seines destruktiven Sinnes weidete er sich später an dem Gedanken, daß er mit seiner Philosophie ein Redliches geleistet habe, den Sturz der Gesellschaft zu beschleunigen. Dies war der geheime Agent seiner Tendenz; er mag Anfangs gar nicht geahnt haben, daß derselbe in der That den Zerstörungsprozeß der Gesellschaft zum Zwecke habe; später jedoch war er sich mit Hochgenuß dieser Absicht bewußt. Dieser destruktive Sinn Heine's, ein Theil seiner Seele, ein Theil seines Lebensgeistes, plänkelte zuerst, dann griff er muthig an und zuletzt stürmte er in wilder Raserei; mit dem Degen des

Humors in der Hand und mit der Pistole des Geistes in der anderen, versuchte er endlich, gleich einem modernen Titan, auch den Himmel zu stürmen. Da es den alten Titanen nicht gelang, glichen sie Don Quixote; und da es Heine nicht erreichte, glich er dem großen Ritter von der traurigen Gestalt nicht minder.

Die Lyrik war natürlich nicht geeignet, Alles das auszudrücken, was Heine auszudrücken Willens war; auch hatte er im Grunde zu große Pietät vor der Poesie, um sie lediglich als Instrument seiner Lehre zu gebrauchen; die Poesie hat ihn immer mehr beherrscht, denn er sie. Aber die großen Gebiete der Philosophie und der Politik waren es, die er für geeignet zu seinen Angriffen fand; sie waren groß genug, um dort die ganze Armee seines Geistes aufzustellen und die gesammte Artillerie seines Witzes spielen zu lassen; ja, sie waren um so vortrefflicher dazu geeignet, als man dergleichen sonderbare Kriegführung auf ihrem Boden noch niemals in Deutschland erlebt hatte und das Erstaunen darüber schon einen Sieg verhieß.

Heinrich Heine fing zuerst ganz ernsthaft an; er versicherte beim Erscheinen seines „Salon", daß er noch viel mehr als ein großer Poet sei; er that sehr ehrbar bei der Mittheilung an den Leser und sagte ihm, daß Leute von Geist und Witz, wie er, auch Philosophen und Politiker seien und zwar ganz andre, als die gelehrten Professoren. Ja, er ging sogar so weit, daß er öffentlich erklärte, seine Lieder wären nur das Gesangbuch zu der Religion, die er jetzt gleich einem gebenedeiten Messias errichten werde; „für die Schwäche dieser Gedichte, sagt Heine in einer Vorrede zum Buch der Lieder, mögen

vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten."

Das Publikum muß damals über diesen Ernst und dieses feierliche Ceremoniel Heinrich Heine's sonderbare Grimassen gezogen haben; Professor Heine und Philosoph Heine klang doch gar zu drollig. Indessen war der Dichter ein Mann der Mode, der sehr gut Alles vermochte; das Publikum war überdies überzeugt, daß eine Heine'sche Philosophie sehr gut zu ertragen gehen müßte und glaubte mit Sicherheit auf neue Kunststücke des Heine'schen Witzes bei dieser Gelegenheit rechnen zu können.

Wie „der Salon" es lehrte, hatte es sich denn auch nicht getäuscht. Heine, dieser lebendige, sprudelnde Geist, hatte sich mit einem sehr langen Talar bekleidet, trug große Vatermörder, weiße Krawatte und predigte salbungsvoll, wie ein Kandidat. Zuweilen schnitt er mitten in der Predigt eine infernalische Grimasse, zwinkerte auch mit den Augen nach den hübschen Zuhörerinnen, betheuerte, daß alle Prediger, von Moses ab bis zu Hengstenberg, schlechte Redner gewesen wären und noch schlechtere Theologen; — schlug an seine Brust und schwor, daß er der alleinseligmachende Kandidat sei; dann erzählte er seinem erstaunten Auditorio, daß es aus lieben Oechslein und Schäflein bestehe, aus schlechtem Rattengesindel und heuchlerischen Philistern — es fänden sich keine gescheidten Leute weiter darunter, als die hübschen Mädchen.

Alle Welt war entzückt von dieser erbaulichen Predigt und Kandidat Heine wurde Superintendent.

Die Leute, welche sich damals von aller Theologie und Philosophie die Cholera geholt hatten, und

denen das heimliche Sündigen unerträglich war, benedeiten den großen Liederdichter, der nun auch als Philosoph die Menschheit aus dem alten Schlamm herauszureißen trachtete; der drückende Ernst des Christenthums mag zu damaliger Zeit überhaupt eine Erbauung eigner Art gewesen sein, so daß das Publikum es für viel vernünftiger hielt, nach Heine's Anweisung, anstatt der Gottseligkeit sich mit der Wiederherstellung des Fleisches in seine alten Rechte zu beschäftigen. Die Cholera begann nun einen epidemischen Charakter anzunehmen; Heinrich Heine stand aber in dem Priestertalar auf der Zinne seines Tempels, juckte sich den Pferdefuß und fühlte, wie sich „die Schlangen in seiner Brust vor Vergnügen in den Schwanz bissen."

Das Debüt mit dem „Salon" war so glänzend, daß Heine beschloß, in dieser Weise mit seiner Philosophie fortzufahren. Die Welt mußte am Ende ein Lazareth von Cholerakranken werden; was dann weiter daraus würde, kümmerte Heine weiter nicht.

Im Jahre 1831 war der Dichter der Reisebilder nach Paris gekommen und hatte im modernen Babylon zugleich praktischere Ansichten von seiner bisher noch ungeregelten Theorie bekommen. Der Genuß wurde von ihm als König der Welt erklärt und alles Volk fiel nieder und betete ihn an.

Im zweiten Theil des „Salon" giebt Heine eine Geschichte der deutschen Philosophie, wie er sie bei seinem Eintritt in Frankreich dem französischen Volke beigebracht hatte. Heine hatte im Grunde damit gar nichts Böses bezweckt; es ist dies vielleicht die einzige Arbeit von ihm,

bei deren Abfassung er eine sittliche Idee vor Allem verfolgte. Zugleich hielt er sich für den berufenen Apostel, der den bisher noch gänzlich mit der deutschen Philosophie unbekannten Franzosen die Augen über diese Herrlichkeiten zu öffnen habe und sprach es ganz deutlich aus, daß durch ihn Deutschland und Frankreich beherrscht werden müsse. Die Ansichten, welche Heine nun über unsre Kant, Fichte und Schelling aufstellte, haben viel dazu beigetragen, die Franzosen mit unsren philosophischen Geistern bekannt zu machen, aber sie auch durch die Heine'sche Darstellung so in die Irre geführt, daß man es ihnen vergeben muß, wenn sie noch heutigen Tages nicht recht sicher mit ihrem Urtheil über die deutsche Philosophie sind; dennoch sind diese Mittheilungen, welche er den Franzosen darüber machte, von wesentlicher Wichtigkeit; denn erstens bekam man jenseits des Rheines durch die fast belletristische Abhandlung Heine's überhaupt Einsicht in die deutsche Philosophie, sodann aber nimmt die Heine'sche Lehre der Rehabilition des Fleisches einen Anlauf, um sich zu systematisiren. Der Dichter des Buches der Lieder versuchte sich in einen gewissen philosophischen Nebel zu hüllen und suchte zu beweisen, wie von Kant an, und selbst von Goethe, die gesammte Religion untergraben worden sei, und die deutsche Philosophie seit jener Zeit ihre Glorie darin gesetzt habe, den Glauben zu vernichten und die heilige Harmonie der Herzen in Auflösung zu bringen. Er trat deshalb keck hervor und fragte nach dieser fulminanten Erklärung, weshalb es ihm verweigert werden solle, diesen gesammten Baaldienst zu vernichten und die heuchlerische Larve von dem Antlitz der Gesell-

schaft abzureißen? Die Mäßigung und der Ernst, mit welchem er in dieser Abhandlung auftrat, mag ihm sogar selbst bedenklich vorgekommen sein und er schrieb wohl mit Hinsicht darauf später zur Beruhigung des Publikums: „nur gewissen bornirten Geistern konnte die Milderung meiner Rede als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie mißdeuteten eine Mäßigung ...“ Heine hatte in der That Angst bekommen, daß man ihn für einen Philister und grübelnden Philosophen halten könnte.

Der Umgang, den Heine mit Börne pflegte, welchen er in Paris wiedergefunden, trug viel dazu bei, den Verfasser des „Salon“ auf der Bahn des frivolen Indifferentismus und der verwegenen Spottsucht immer weiter zu treiben.

Börne hatte sich allmälig in dem Radikalismus seiner politischen Grundsätze festgehäkelt und war wider seinen Willen zum politischen Sceptiker geworden. Daß die ganze Gesellschaft unterminirt sei, daß sie Nichts, gar Nichts tauge und daß eine Erschütterung diesen Körper erst wieder in Bewegung setzen müsse, um ihn vor Fäulniß zu bewahren, das waren im Grunde Börne's Ansichten, welche Heine vollständig theilte. Das war die Verwandtschaft, welche Beide hatten, die einzige, aber eine gewaltige. Börne's eherne, männliche und schroffe Natur stand inmitten der fluthenden Bewegungen, welche die Julirevolution ins Leben gerufen hatte, wie ein Fels, der ewig überspült wird. Er hatte Trotz gegen das Bestehende und war sich seines Zieles nach Freiheit, nach Deutschlands Freiheit bewußt; dieses Ringen brannte

ihm das Herz aus und dieser Patriotismus raste in ihm wie eine Leidenschaft.

Heine konnte vor der sittlichen Macht dieser Natur sich eben nur beugen; sein flatternder, sinnlicher und genußsüchtiger Karakter stand diesem düsteren und grollenden Börne zu klein gegenüber und das drückte Heine, das nagte an seinem Ehrgeize; er fühlte, daß Börne eine vergällte Natur, aber einen edlen Fond der Gesinnung habe. Die Gesinnung aber war Heine's Schwäche; er hatte sie nicht und wollte sie auch nicht; die Achtung, welche sie ihm bei Börne abzwang, ließ ihn eine gewisse Unheimlichkeit in der Nähe dieses Mannes fühlen, der mit einem Worte seinen Witzen die Spitze abzubrechen vermochte. Börne selbst kannte Heine, ja, er liebte ihn und suchte, wie ein geduldiger Lehrer seinem Schüler, mit der Hoheit der Gesinnung ihm einen festeren Karakter einzuprägen; er verhielt sich zu ihm, wie ein Mann, der seinem jüngeren Bruder mit Milde die Zügellosigkeiten seiner stürmenden Natur vorwirft. Heine sah die Wahrheit ein; aber, wenn er nicht vermochte, der Autorität Börne's sich zu entziehen, so suchte er diesem doch bemerklich zu machen, wie es ihm gefalle, Rebellion gegen dieselbe auszuüben.

Heinrich Heine war ganz gegen seinen Willen von dem Einflusse Börne's gelähmt; zuweilen suchte er durch irgend einen kecken Sprung sich zu überzeugen, daß er doch wirklich noch ein eigener freier Mann sei; aber im Grunde wünschte er, daß Börne entfernt von ihm wäre, um nicht länger durch ihn seine genußsüchtige Lebensweise und Gesinnung gezügelt zu sehen; diese stumme, unheimliche Autoritätſ, welche Börne ihm einflößte, das war

die Scham. Er fühlte, daß Börne's Verirrungen und Vergällungen vor der Hoheit seines gesinnungsvollen Karakters erbleichten, während die seinigen innig damit zusammenhingen; er sah ein, daß Börne größer war, wie er; denn die Umrisse seines hoch emporragenden Geistes versteckte der Nebel, welcher in höheren Regionen zu schweben pflegt; Heine verzeichnete seine Schritte, aber sie hatten etwas Unheimliches für ihn; er traute ihm nicht, weil er ihn nicht begriff; — es empörte seinen gesammten Stolz und seinen Hochmuth, einen Menschen mit einer sittlich-hohen Gesinnung neben sich zu sehen; es reizte ihn, daß er ihn nicht beherrschen konnte, wie so viele Tausend; er beneidete ihn, weil er in ihm eine Tanne sah, die nur hoch wird in der Region der Stürme, während er selbst fühlte, daß er nur groß werden könne, wenn kein Sturm ihn erfasse.

Als Börne endlich dem Tode nahe war, fühlte sich Heine entlastet, und als er endlich todt war, da athmete er wieder frei auf.

Den ganzen Ingrimm, den wir empfinden, wenn eine Autorität gestürzt ist, welcher wir gegen unseren Willen gehorchen mußten; der ganze rohe Jubel eines beleidigten und wieder ausgesöhnten Egoismus, die ganze Sicherheit unseres Selbst, wenn wir unseres Aufsehers ledig sind — kurz, die ganze heimliche Freude über Börne's Tod lauert aus dem Heine'schen Buche „über Börne", welches die Aera seiner giftigen Glorie eröffnete und welches, weniger ein schändliches Buch, als ein den Autor verurtheilendes war. Heine hatte seit lange die Galle aufgespart, welche der Widerstand gegen seine Frivolität und seine

destruktive Reformirung der Gesellschaft hervorgerufen; er hatte genug Grimm über die eigene Haltlosigkeit und über die Vorwürfe, welche deutsche Geister damals seinen politischen und philosophischen Witzen entgegenstellten; er hatte genug Malice gesammelt und genug sich beleidigt gefühlt durch Börne's Autorität, dessen wachsendes politisches Ansehn in Deutschland, und seine Gedrücktheit ihm gegenüber, um nicht alle Galle, allen Grimm, alle Malice über die Leiche eines Mannes zu gießen, den er im Leben wider seinen Willen nicht durch die Kraft seines Witzes beherrschen konnte. Er sah zugleich eine Gelegenheit darin, sich dem deutschen Volke als Politiker vorzustellen und aus Grimm über die scheinbare Intimität mit Börne öffentlich seine Rechtfertigung in der Verläugnung derselben zu suchen.

Dies Buch, welches Heine über Börne schrieb, zerriß zum ersten Male seinen Dichterruhm und ließ zum ersten Male die Gebildeten ahnen, daß aus dem frivolen, kecken, witzigen Dandy ein unedler, hochmüthiger und cynischer Roué geworden war. War es eine Aufwallung der unedleren Leidenschaften allein, welche dies Buch hervorrief, so war die Buße mindestens gerecht, die Heine dafür durch den Abfall vieler Freunde erlitt. Es war nimmermehr eines Schriftstellers und eines besseren Karakters würdig, wäre selbst wahr gewesen, was nur erheuchelt war. Die politischen Ausfälle Heine's darin machten einen Don Quixote aus ihm und die Moral, welche er gegen Börne predigte, war mindestens frivol, wenn sie nicht als Heuchelei gelten sollte. Dies Verdienst hatte das Buch, daß es jede Illusion über den Dichter

des Buches der Lieder zerstörte, welche bisher noch gelebt hatte. Heine, zur Erkenntniß über den Werth und die Aufnahme seines Pamphlets gekommen, riß nun die leichten Gewande seiner edleren Eigenschaften leider gänzlich ab, betäubte sich in dem Cynismus und in der Schmähsucht und setzte seine Größe darin, gefürchtet anstatt geliebt, wegen seines diabolischen Humors bewundert und wegen seines Sturmes auf die wieder aufkeimende Moral gefehmt zu sein.

Börne hatte ein, wie sich herausgestellt hat, jeder Achtung werthes, intimes Verhältniß mit Madame Wohl, eine der edelsten Frauennaturen, welche je die Verehrung eines Talentes genossen haben. Dieselbe verheirathete sich nach dem Exil Börne's in Frankfurt mit einem jungen Manne und ging mit diesem nach Paris, ohne Zweifel, um Börne wieder zu finden. Mit demselben moralischen Cynismus, wie ihn Heine gegen Platen geübt, beleuchtet er dies Verhältniß Börne's, und ruft dabei in geheuchelter Entrüstung aus, daß ihn dieser „ganze Haushalt, auf der schmutzigsten Lage, auf entweihter Ehe und Heuchelei, auf Immoralität beruhend, mit Ekel erfüllte." Das war eine triviale und gemeine Sprache eines Heine gegen einen Börne; das war ein Witz von ganz anderem Karakter, als sie sonst dem Liebling der ungezogenen Grazien entfielen; ein Witz, der dem ganzen Buche als Brandmal anhaftet. — Alfred Meißner erzählt in seinen „Erinnerungen" Näheres von dieser Frau, welche zuerst ihre beleidigte Ehre durch ihren Gatten wahren ließ, der darauf das bekannte Duell mit Heine bestand; dann aus Haß gegen den Verfasser des Buches über Börne, nach dem

Tode des Verehrten von Zeit zu Zeit Briefe und Mittheilungen Börne's veröffentlichte, welche Heine belehrten, wie schmählich er dies Weib gekränkt, wie stark der Haß dieser Frau war und wie unendlich ihm sein Buch über den Verfasser der Pariser Briefe in der öffentlichen Meinung geschadet hatte. Die Verehrung für Börne und der Schmerz dieser Frau um seinen Tod müssen erhabner Natur gewesen sein, da sie noch nach langen Jahren in einsamer Trauer und im einsamen Kultus des Schmerzes den Tag verlebte, an dem Börne verschieden war.

Doch nicht allein die persönlichen Angriffe und Schmähungen auf einen Mann, dessen glühende Vaterlandsliebe und bis zur Leidenschaft angewachsener Drang nach Freiheit Kinder einer edlen Natur waren; nicht allein jene schmutzige Rache Heine's, welche Börne als einen politischen Narren und verrückten Fanatiker hinstellte, bilden die Steine der Heine'schen Schmutzkrone, sondern auch die politischen Betrachtungen, denen er sich bei dieser Gelegenheit hingiebt.

Man war in damaliger Zeit, wo die Gesellschaft noch von den Strömungen der Julirevolution und ihrer Ausläufer bewegt wurde, freilich gewohnt, die sonderbarsten Ansichten über Freiheit und Politik zu vernehmen. Heine leistete in dem Buche über Börne aber etwas so Sonderbares, daß man die Ueberzeugung bekam, Deutschland habe sich schwer in ihm geirrt. Diese Ueberzeugung entstand nicht etwa aus der Vertretung der politischen Ansichten; man brauchte das Buch noch nicht ausgelesen zu haben, um den Nihilismus des Verfassers zu erkennen; aber man fühlte sich empört über den schamlosen Humor,

mit welchem Heine die ernstesten und heiligsten Dinge der Menschheit behandelte. Bei einer naiveren humoristischen Schreibart würde man diese Donquixoterien durchaus nicht seltsam gefunden haben; aber der Kanzelton, den Heine annimmt, die gleißnerische Moral, in welche er sich kleidet und die offene Erklärung seiner Ansichten über die edleren Bestrebungen der Gesellschaft, drücken diesem Buche den Stempel der Gemeinheit auf.

Gewiß war es Heine in späteren Jahren schmerzlich, an jenes Buch zurück zu denken, welches ohne Edelsinn und ohne Mannesgesinnung verfaßt, zu seinem Entsetzen die Mission erfüllte, Deutschland über seinen bisherigen Liebling aufzuklären, und ihm in den Augen von Tausenden den Karakter eines verächtlichen Cynikers verschaffte. Sieht man selbst davon ab, mit welchem unedlen Ton er die politischen Irrungen Börne's schildert und mit welcher lauernden Lust er den Ekel beschreibt, den er beim Anblick „auf den vielköpfigen und mit den Schwänzen zusammengewachsenen Rattenkönig, dessen Seele Börne bildete", empfand, so flößt das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers eine tiefe Verächtlichkeit gegen seinen, der hohen begeisternden Idee baaren, Karakter ein.

Heine war seiner Natur nach weder zu einem Philosophen, noch zu einem Politiker geschaffen; er vermochte nicht das Allgemeine und dessen Puls zu erkennen, sondern mit seinem Witz nur treffend das Spezielle zu geißeln; er suchte im Speziellen das Allgemeine und indem er das Erste beurtheilte, glaubte er auch ein Urtheil über das

andre damit verbinden zu können. Ohne Spekulation und ohne Kritik, ohne einen nothwendigen Fond von sittlicher Gesinnung, hielt er die Weltgeschichte für so gering, als ob seine Witze derselben einen Karakter geben könnten. Die Beschäftigung mit großen Ideen, mit Tugend und Freiheit, würden ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht haben, weil sie den Genuß nicht darbieten, wie die kleinen Ereignisse, die Laster und die heuchelnde Ordnung. Er war schon aus diesem Grunde der instinktartige Feind jedes von einer hohen Idee getragenen Karakters; er haßte Börne, weil er in der Freiheit den Untergang der geselligen Genüsse erblickte; er haßte Uhland und die schwäbischen Dichter, weil sie eine keusche Tugend wie deutsche Minneritter verfochten. Die Freiheit, welche Heine vielleicht gepriesen hätte, würde so delikater Natur gewesen sein müssen, um in Frack und Glacéehandschuhen eine Reihe lukullischer Mahlzeiten und einen Serail von hübschen Weibern darzubieten. Heine war ein Don Quixote der Philosophie und Politik, der verlacht worden wäre, wenn sein dämonischer Witz nicht überall Wunden geschlagen hätte, deren Blut gestillt werden mußte.

Börne mit seiner tiefen Klarheit und seinem Scharfsinne hatte seinem späteren Biographen tief in das Herz geschaut und Heine fühlte recht wohl, daß er sich diesem mächtigen Falkenauge nicht entziehen konnte. Es war nichts als eine Frechheit, die er mit Leichtigkeit begehen konnte, wenn er in seinem Buche über Börne die Urtheile dieses Mannes über ihn beifügte. Es giebt ja Wucherer genug, welche lächelnd ihren Freunden erzählen, daß man

sie heute „schäbiger Wucherer" geschmäht; es giebt ja Cyniker genug, welche die treffenden Urtheile sittlicher Menschen über sie wiederholen und sich halb todt darüber freuen, daß man sie so vortrefflich erkannt habe; — weshalb sollte Heine nicht mit seinem Humor das Urtheil Börne's über ihn selbst mittheilen, wo er damit zuerst hoffen konnte, daß Andere sich dieses Citats enthalten werden?

Aber wie richtig kannte Börne den Karakter Heine's und wie sehr hat Heine in dem Buche über ihn dies Urtheil erklärt, bestätigt und als wahr durch seine Abhandlungen über die Politik gestempelt!

„Was sind wir denn, schreibt Börne in seinen Pariser Briefen, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, jedem von seiner Parthei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich sprechen, oder gar verrätherisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch, könnte eine Parthei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns anderen miserablen Menschen hat die Natur zum Glück nur einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine

aber hat zwei Rücken; er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

„Um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: Die jesuitisch-aristokratische Parthei in Deutschland verläumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann um den Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern, — alle sechszehn von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung, — der einzige Royalist gewesen, und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er: „Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab." Ferner: „Wenn die Insurrektion vom 5. Juni nicht scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gerne diese Narrheit." — Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, gehörten in das Tollhaus.

„Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung dem Jakobinismus durch

eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt und so hart sie auch auf einander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun. Diese weiche Art Krieg zu führen, ist sehr löblich, und an einem blasenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der kämpfenden Partheien in diesem Falle fehlen.

„Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine, und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken; und wenn er, sein eigenes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demüthig, wo er spotten möchte; so merkt es jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn." —

Man hat Börne, und nicht mit Unrecht, als einen Geist hingestellt, den die Politik vergällt habe. Heine dagegen hatte eine minder edle Ursache, welche seinen gesammten Organismus vergiftete, das war der Cynismus. Das schmachvolle Buch über Börne bildete die Apotheose dieses Mannes, den der Schmerz um sein Vaterland das Herz abgesaugt hatte; für Heinrich Heine dagegen war es die eigene Verurtheilung. —

Im vorigen Abschnitt ist versucht worden, die psychologischen Motive hervorzuheben, welche die unbestrittene Umwandlung Heine's bewirkt haben. Das Gemüth des für immer unübertreffbaren Lyrikers war ein so sehr von der Poesie durchhauchtes und in ihr schwelgendes, daß

eben nur die Verheerung einer Leidenschaft den sanfteren Strom davon zurückdrängen konnte; Anfangs auf Augenblicke, dann auf längere Zeit, und endlich den Durchzug der lieblichen Fluthen seiner Poesie nur über die Auen gestattend, welche der Ehrgeiz, die betäubendste Leidenschaft, vergiftet hatte.

Das Herz des Dichters war reines Gold; wir haben hundert Lieder, welche davon sprechen und die wunderbare Quelle der Poesie erkennen lassen, die über das reine Erz seines Herzens gesprudelt ist. Der Uebermuth einestheils und der Ehrgeiz andrentheils setzten allmählig Schlacken auf diesen Rheinweingoldgrund; die Lieder werden danach minder echt und schön; die Schriften hauchen schon das unreine Element der Schlacken aus. Die Schwämme der Frivolität und der giftige Skorpion des beleidigten Hochmuthes setzen sich nun neben diese ersten Schlacken, und rauben der darüber fluthenden Poesie das keusche Aroma, den mährchenhaften Duft des Ueberirdischen; das Buch über Börne aber war von einer Poesie geboren, welche von den giftigen und galligen Schwämmen in seinem Herzen wimmelte. — —

Heinrich Heine hatte im Grunde keine Ursache, sein Vaterland mit der Satyre so zu geißeln, wie er es that. Bei seinem flatternden Sinn ist nicht anzunehmen, daß er etwa den Zweck dabei im Auge hatte, den der Vater bei der Züchtigung seines Kindes verfolgt. Deutschland's Wunden aufzureißen, um, wie dies der Zweck bei Börne war, durch das hineingeträufelte Gift dies Volk zu energischer Thatkraft aufzustacheln, war der vornehmste Zweck bei Heine nicht, wenn er auch gewissermaßen ihm vor-

schwebte. Der Humor und die Satyre für sein Vaterland hatten, außer einigen Nebenmotiven, hauptsächlich den der Befriedigung einer Laune zum Grunde.

Die Anfechtungen, welche er immer gesteigerter von den Gesitteteren aus Deutschland erlitt und die Ueberzeugung, daß er seinen ersten heiligen Glorienschein und seine widerstandslose Autorität verloren habe, gaben seinem von Hause aus schon bitterem Blute das dämonische Gift, welches er von nun bei jeder Gelegenheit zu verspritzen suchte. Eine gewisse Galle, und neben der Vaterlandsliebe auch ein Theil Zorn bemächtigten sich seiner, wenn er an Deutschland dachte.

Dazu kam noch der geheime Ingrimm und der Schmerz, aus seinem Vaterlande verbannt zu sein; ferner der instinktartige Haß gegen die Deutschthümler, die tugendhafte schwäbische Dichterschule, und die aufflammende, wieder zu Ehren kommende Sittlichkeit der Gesellschaft, für welche er mit seinen Unarten und Frivolitäten nicht paßte; der Groll, jetzt u n t e r der Gesellschaft zu stehen, wo er sonst ü b e r ihr stand und der dumpfe Schmerz, mit seinem Buche über Börne die noch duftigen Rosen seines Dichterkranzes mit übelriechenden Blättern bedeckt zu sehen: dies Alles stürmte mächtiger als bei einem Anderen auf den Karakter Heine's ein, der durch die Genußsucht und den Kultus unmäßiger Liebe zu dem höchsten Grade der Nervenreizbarkeit gelangt war.

Zu schwach, um seinen sittlichen Fond hervorzuholen und zu trotzig, um in dem stillen Frieden seiner wunderholden Poesie die Prosa des Lebens zu begraben, stampfte er im Jähzorn über sich selbst den sittlichen Fond mit

den Füßen, zerschmetterte mit gellender Lache das silberne Glockenspiel seiner Leyer und suchte seine Betäubung in der erhöhten Frivolität, die Wuth eines Verblendeten in dem Witz und der Sarkasme erstickend.

Der einst, im Feuer der Jugend und durch das Verdienst seiner herrlicher Poesien zum ersten Dichter Deutschlands gekrönte Heine, hatte in seinem kleinlichen Egoismus und in seinem übermüthigen Dünkel vergessen, daß seine Zeit sich ebenso wie er geändert hatte; es gab Viele, die sonst seinen Unarten zugejauchzt und jetzt mit größerem Ernst der Erfahrung die Energie erlangt hatten, das süße, verführerische Gift der Heine'schen Muse fortzuweisen und den Excessen seines Witzes gebührend die Schranken der Wohlanständigkeit zu zeigen. Die Zeit, als etwas Unendliches und Erhabenes war fortgerollt; Heine aber war stehen geblieben und vermochte sich die Ueberzeugung nicht zu verschaffen, daß Andere mit der Zeit fortgeschritten seien. Je mehr er nun jedoch die Rebellion gegen seine bisher ausgeübte Diktatur wachsen sah, um so mehr wollte er seine Selbstsicherheit beweisen und um so eifriger suchte er das angemaßte Strafrichteramt auszuüben gegen Alles, was irgendwie mit jenen Rebellen gegen seine Autorität in Verbindung stand. Zuletzt suchte er einen Gewaltstreich zu machen und schrieb sein Wintermährchen „Deutschland", welches 1844 erschien.

Der Heine'sche Humor ist ursprünglich ein Attribut seiner kecken, bald jauchzenden, bald träumenden Muse; er sprudelt als Poesie aus seiner Brust heraus und steigt wie ein Rakete empor, die sich alsdann überraschend in

Tausenden von bunten und knatternden Flammen zerspaltet. Natürlich war dieser Humor als Glied seiner Poesie mit der letzteren fletrirt und vergällt worden; er wurde zur mehr oder minder giftigen Satyre. In seinem Wintermährchen, welches seine Reise durch Deutschland beschreibt, glänzt zuweilen der echte Humor hindurch; die liebe, kecke Poesie sprudelt manchmal zwischen die zackigen Gesteine seiner Satyre; aber dies Werk war in keiner Hinsicht geeignet, den Eindruck des Buches über Börne zu verwischen. Dieser Spott über Deutschland und über so vielerlei Persönlichkeiten machte, wie treffend er auch zuweilen war, einen überwiegend peinlichen Eindruck.

Schon aus dem Wintermährchen leuchtete es heraus, ganz abgesehen von den übrigen Schriften, daß Heine politische Erhebungen in Deutschland gar nicht liebte und daß er keinesweges seine Geißel deshalb schwang, um das Volk aus seinen Juchten sich emporreißen zu lassen. Man wird nicht recht klar, welches Glück Heine seinem Vaterlande eigentlich zugedacht hatte und wie er die Nation regiert haben würde, gegen dessen Fürsten er seine Pfeile der Satyre und des Witzes verschoß, und auf dessen Wünsche oder Errungenschaften er schmähte. Er mag in dieser Beziehung ebenfalls einer von denjenigen Freiheitsmännern gewesen sein, welche jedem Anderen und besonders dem Volke die Freiheit einer selbständigen Gesinnung verwehren und ewig mit dem Worte Freiheit im Munde es doch für ganz erbärmlich erklären, wenn andre Leute andre Begriffe davon haben. Soviel steht fest, daß Heine niemals einer politischen oder philosophischen Bewegung öffentlich andre Wirksamkeit zuwandte,

als mit seinen Witzen dieselbe in den Staub zu ziehen. Er war ein so großer Kosmopolit, daß er selbst kein Ziel erkannte, dem die politischen oder philosophischen Geister zustreben sollten, daß er die Hoheit von derartigen Bestrebungen gar nicht begriff und sich auf einem so indifferenten Standpunkt befand, um selbst die Gesinnung bei dem Menschen trivial zu finden. In dieser Beziehung hatte Heine nichts von einem männlichen Charakter; für ihn war der Witz die einzige Gesinnung und alle andern, als die flatterhaften Gefühle, denen er huldigte, regten unwiderstehlich seine Spottsucht an. Er hat über jedes Regime gespottet, er hat die Fürsten, den Adel und das Volk geschmäht, und jede politische Handlung von der einen oder der anderen Seite bewitzelt; er verband nicht wie Börne mit seinem schneidenden Witz einen großen Zweck, sondern es war vornehmlich die an den Tag gelegte Gesinnung, welche ihm possirlich vorkam. Er hat diesen Cynismus am deutlichsten seinen Freunden gegenüber bewiesen, welche mehr oder minder alle von seinem Witz gekostet haben; er konnte es im Ernst nicht begreifen, wenn diese sich durch seine Wespenstiche beleidigt und empört fühlten.

Den glänzenden Humor, den Heine besaß, mit dem gesammten Nihilismus seines Karakters, findet man vornehmlich im „Atta Troll", der 1847 erschien. Der satyrische Werth ist in diesem Epos, welches schon in Fragmenten 1841 in Laube's „Elegante Welt" abgedruckt war, bedeutender als im Wintermährchen; der Cynismus und der Mißbrauch mit seinem Talent ist hier am Wenigsten zu finden; während der Spott treffend und der Witz

geißelnd ist. Atta Troll, der Tanzbär, hat in Frankreich sozialistische Grundsätze eingesaugt und überliefert sie seinen Kindern mit der Versicherung, daß die Aristokratie des Menschengeschlechts eine Usurpation sei und dem Thierreich die Zukunft gehöre. Die deutschen Bewegungen der vierziger Jahre, das bärenhafte Revolutioniren jener Zeit und die Phrasen der Sozialisten, welche auch in Deutschland damals Mode wurden, waren damit treffend karrikirt worden. Wir würden gar keinen Anstand nehmen, neben dem satyrischen Werth dieses Epos auch dessen sittlichen Fond anzuerkennen, wenn wir eben irgend eine Garantie hätten, daß Heine jemals die Kobolde seines Humors in einer bestimmten Absicht heraufbeschwor; aber er ließ sie nur tanzen, wenn es ihm eben beliebte und wo sich ihm ein guter Platz dazu bot. Er war nicht der große Mann, der über allen Partheien stand, sondern er war gleich einem Hofnarren, der seinen Gebieter ungestraft mit den Nadeln seines Witzes verfolgt und über Jeden, der ihm in den Weg kommt, eine Schale Spott auszuleeren beliebt.

Der Atta Troll giebt uns einen Beweis für den Neid, den Heine für selbständig emporblühende Talente empfand, und für den Nihilismus, der ihn die Entbehrung der Gesinnung im Besitze des Talentes für allein heilbringend ansehen lehrte. Ein Mensch mit Talent hatte nach seiner Doktrin keiner Gesinnung nöthig.

Freiligrath war damals einer der gefeiertesten Dichter Deutschlands geworden; es lag in seinen Poesien Nichts von dem Einflusse der Heine'schen Muse; sie war original, dabei blendend und voller Kraft. Freilig-

rath war unter allen jungen Paladinen der neuen deutschen Muse einer der gefährlichsten für Heine. Er mußte deshalb das Strafrichteramt des Letzteren empfinden, um so mehr, als in Atta Troll die „Gesinnung" satyrisirt wurde und Freiligrath's Poesie eine stolze, kräftige Mannesgesinnung beseelte. Die wilde Harmonie des „Mohrenfürsten", eins der schönsten Gedichte Freiligrath's, mußte auf den Dichter des Buches der Lieder einen seltsamen Eindruck gemacht haben; man liest es in der Vorrede zum Atta Troll sehr gut heraus, wie schön ihm das Rasseln der Trommel in den Ohren klang und wie sehr sich diese glänzende Poesie bei ihm eingeprägt hatte. Er konnte demnach einen Witz über den Autor desselben nicht gut unterlassen:

> Ist der Freiligrath kein Dichter?
> Wer besäng den Löwen besser
> Als sein Landsmann das Kameel?

Die persönlichen Satyren gegen einzelne Dichter und deutsche Professoren geben den Beweis dafür, daß Heine sich noch immer berufen fühlte, wie eine Autorität ihnen gegenüber zu stehen, obgleich 1847 die Heine'sche Zeit schon verblühte und andere Ansichten, andere Zeiten, andere Lieder sich geltend machten. Die Gesinnung, welche Heine so sehr mißachtete, hatte zu seinem Grimm der Gesellschaft einen gewissen Panzer gegen die anleckende Cholera der früheren Frivolität verliehen; es blieb dem Verächter jeder Karakterfestigkeit Nichts übrig, als seinen Pfeil dagegen abzudrücken, indem er sang:

> Atta Troll, Tendenzbär, sittlich
> Religiös, als Gatte brünstig;

Durch Verführtsein von dem Zeitgeist,
Walburſprünglich Sansculotte;

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust;
Manchmal auch gestunken habend;
Kein Talent, doch ein Karakter.

Am größten suchte sich Heine jedoch in den Briefen für die „Augsburger Zeitung" als Politiker zu geriren; wir lernen aus denselben, welche gesammelt 1855 unter dem Titel „Lutetia" erschienen, den echten Don Quixote kennen. In keinem seiner anderen Werke ähnlicher Art ist soviel Anmaßung, sich als Politiker geltend zu machen, dabei aber auch soviel instinktartiges, richtiges Auffassen einzelner Umstände, soviel glänzender Humor und sprudelnder Witz als in diesen Correspondenzen aus den Jahren 1840 bis 1843.

Thiers war bekanntlich in jener Zeit der Mann von Frankreich, der kleine Napoleon der Diplomatie. Heine mußte sich natürlich mit diesem Politiker eindringlich beschäftigen und sandte der „Augsburger Zeitung", welche auf Gediegenheit ihrer Ansichten noch heute sehr viel giebt, folgende politische Meinungen zu:

„Die ganze Hofparthei", sagt Heine in einem dieser Briefe, „muß sich Glück zu Herrn Thiers wünschen, zu diesem Staatsmann, der in den letzten Debatten seine ganze politische Größe entfaltete. Während die anderen nur Redner, Verwalter, Gelehrte, Diplomaten oder Tugendhelden sind, besitzt Thiers, wenn es nöthig ist, alle diese Eigenschaften zusammen, selbst die letztere.... Thiers ist Staatsmann;

er ist einer von den Geistern, bei denen die Kunst zu regieren eine angeborene Eigenschaft ist."

In demselben Briefe heißt es sodann:

„Napoleon vermochte nur Personen und Interessen zusammenzubringen, aber nicht die Ideen; dies war sein großer Fehler und die Ursache seines Sturzes. Wird Herr Thiers denselben Fehler begehen? Wir fürchten es sehr. Dieser Redner versteht unermüdlich vom Morgen bis Mitternacht zu sprechen; immer mit neuen glänzenden Gedanken, mit neuen Blitzen seines Geistes, amüsant, belehrend, sein Auditorium blendend; man könnte es ein Feuerwerk in Worten nennen. Dennoch versteht er besser die materiellen, als die moralischen und intellektuellen Interessen der Menschheit; er kennt nicht den letzten Ring, durch den die irdischen Dinge dem Himmel angeschlossen sind; er hat nicht das Genie der großen socialen Institutionen."

Ferner, nachdem er eben die politische Macht in dem glühenden Bonapartismus (!) des Herrn Thiers gesehen, sagt er:

„Die Raisonnements des Herrn Thiers sind im Allgemeinen richtig; aber seine Voraussetzungen sind oft falsch, gänzlich irrig und dem Zufall entnommen. Seine Ideen über die orientalischen Angelegenheiten sind wahre Chimären, welche unter der brennenden Sonne fanatischer Klöster des Libanon entstanden sind" u. s. w.

Es ist vielleicht einer der genialsten Witze, welche Heine gemacht hat, daß er in dem Vorwort der Lutetia versichert, es gebe nur eine Einheit des Gedankens bei ihm und er sei immer der demokratischen Idee treu ge-

blieben. Der verzogene Dichter glaubte nur eben eine Behauptung aufstellen zu können, um sich heimlich in's Fäustchen zu lachen, weil er vermeinte, die Welt glaube noch immer daran. Die Treue zur demokratischen Idee war eben so constant, als die Apotheose des Royalismus in seinem Buche über Börne; er hatte die Flatterhaftigkeit in der Gesinnung, wenn er überhaupt deren hatte, wie er sie in Bezug zur Einheit seiner Gedanken hatte. Ebenso wie er Herrn Thiers mit verschiedentlichen Einheiten der Gedanken betrachtete, hatte er früher in seinem „Salon" Hegel's Karakteristik konsequent durchgeführt; im zweiten Bande preist er ihn nämlich als den größten Mann des Jahrhunderts; im nächstfolgenden ist aus Herrn Hegel eine ganz unbedeutende Person geworden. Der große Dichter war sicherlich ein sehr unglücklicher Politiker und ein höchst kläglicher Richter der größten menschlichen Dinge. Wenn er zuweilen als Dichter gewisse Anschauungen und einzelne flüchtige und nebelhafte Ahnungen besaß, so faßte er als Kritiker doch den wahren Zustand Frankreichs ebenso verkehrt auf, wie die Philosophie und den Karakter seines eigenen. Ebensowenig besaß er das mächtige Geschenk der scharfen Beobachtung, um die Sitten eines Landes schildern zu können; das Allgemeine schien für diesen prickelnden Geist einen zu weiten Horizont zu haben; aber das Spezielle erfaßte seine Satyre mit aller Kraft; da hüpfen seine Kobolde und Zwerge, seine Bonmots und Anekdoten, seine Witze und graziösen Cynismen wie die Masken eines Karnevals beim Schall einer lüsternen Musik herum; wie ein König streckt er den Scepter seines Humors in die Luft, und

aus allen Felsspalten und Bergklüften springen die Gnomen und Heinzelmännchen, tanzen und singen und lachen und spotten, bis sie auf einen Wink des vergnügten, ermüdeten Ariman zurück in ihre Höhlen rennen.

So schildert er folgendermaßen Louis Philipp's Politik im Anfang des Jahres 1840:

„Der König wird jetzt seine Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beschwichtigen. Dieses Buhlen nach dem Beifall der letzteren, ist eine thörichte Idiosynkrasie. Er, vor dessen Augenzwinkern Alle zittern müßten, er demüthigt sich vor ihnen wie ein Schulbub' und jammert: Schonet meiner! Verzeiht mir, daß ich, so zu sagen, den französischen Thron bestiegen, ich will sagen, daß sechsunddreißig Millionen Unruhestifter und Gottesläugner mich zu ihrem König gewählt haben! Verzeih't mir, daß ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine schlechte Erziehung genossen von Anfang an, wo Frau von Genlis mich die Menschenrechte buchstabiren ließ; bei den Jakobinern, die mir den Ehrenposten eines Thürstehers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch schlechte Gesellschaft verführt, besonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beste Republik machen wollte — ich habe mich aber seitdem gebessert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte euch: verzeih't mir aus christlicher Barmherzigkeit und schenket mir den Frieden!" —

An einer anderen Stelle schildert Heine sehr treffend

die unglückliche Stellung, welche Louis Philipp im Anfang seiner Regierung dem Volke gegenüber einnahm:

„Als ich kurz nach der Juli-Revolution hierher kam, gab es eine Societät von Claqueurs, Marchands de Contremarques und sonstigem Lumpengesindel, die jedem Fremden anboten, ihm für fünf Franken den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franken, so werde man sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd auf's Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franken, so solle er auch die Marseillaise singen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs, und höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franken gegeben, so schrieen sie noch viel lauter und geberdeten sich wie besessen, während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd auf's Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Franken kosten, und dann ward der Enthusiasmus auf's Höchste gesteigert, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegrölt, bis Ludwig Philipp, vielleicht um nur dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand auf's Herz legte und die Marseillaise mitsang. Ob er auch mit dem Fuße den Takt schlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der sie mir erzählte, ist seit sieben Jahren todt."

Das Buch „Lutetia" darf man eben nur, wie den

Karakter Heine's in Bezug zu den großen Fragen des Lebens, für eine glänzende Geschwätzigkeit, für eine schlammige Fluth von bedeutungslosen Klatschereien mit einzelnen reizenden Goldflimmerchen ansehen. Es liegt der Geist eines Teufels in allen diesen Blättern, welche je nach der Laune des Tages, der politisch-gewordene und als Philosoph sich fühlende Dichter in eine ehrwürdige deutsche Zeitung fallen ließ.

Dem Witze Heinrich Heine's muß man nächst dem Schatze seiner Poesie die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen; der eine ist so selten wie die andere; beide genialen Attribute werden stets den Ruhm dieses deutschen Schriftstellers bilden. Es ist selten, daß ein Herz in so göttlichen Wallungen der Poesie zu schlagen das Glück hat und daß ein Geist bei der Berührung mit einem Gegenstande so knatternd seine elektrische Funkenpracht entfalten kann. Heine's Natur war aus Poesie und Witz gebildet; er hat Beides später vergiftet und sich über die Zerstörung seines eigenen Selbst gefreut; es mußte für ihn noch das Unglück hinzukommen, daß seine intellektuelle Zerstörung dem Auflösungsprozeß seines Körpers entsprach. So schien er denn noch den Trost zu finden, daß er nach seiner Philosophie das menschliche Dasein in der That vollständig durchgelebt habe.

Wie sich die Kraft ungeschwächter Poesie bei ihm bis zum letzten Athemzuge bewahrt hatte, so auch das andere Element dieses Geistes, der Witz. Es war fast keiner seiner Freunde davon verschont geblieben; bald schoß er keck und lachend, bald dämonisch höhnend seine Pfeile der Satyre ab; er hatte deren mit und ohne Gift, zum

Zweck der schelmischen Neckerei und der schmerzlichen Verwundung. Er selbst nahm sich keineswegs davon aus, und bekannt ist die Anekdote von dem Stoßseufzer über seine letzten Leiden: „Der liebe Gott, sagte er, macht seine Experimente an mir; ich wollte, er hätte sich einen Anderen ausgesucht.“

Sein Witz leuchtet oft aus einem einzigen Wort heraus; z. B. nennt er seinen Empfang bei dem Bankier Rothschild famillionairement, ein ebenso drolliges Wort, wie das, welches er bei Gelegenheit einer Rede über Viktor Hugo anwandte, indem er sagte: Viktor Hugo ist nicht Egoist, sondern Hugoist. Es wäre ihm unmöglich gewesen, diesen Witz zu unterdrücken, wie sehr ihm auch der Ruhm des französischen Lyrikers gerecht, und sein Exil heilig erschien. Handelte es sich um ein Wort, um einen Witz, so gab es für ihn weder Nationen, noch Fremde, weder Feinde noch Freunde. Alexander Dumas, einer seiner besten Freunde, hat das Unglück, daß er sich gewaltig darüber ärgert, wenn man ihn an seine farbige Abstammung mütterlicher Seits erinnert. Heine widmete ihm deshalb folgende Verse:

Vollendetes schuf nimmer die Natur;
Das Gute trägt zugleich des Bessern Spur,
Verwundbar war am Fuß der Sohn der Thetis,
Und Alexander Dumas ist ein Metis.

Der Ritter Spontini wird nicht minder, aber giftiger gegeißelt:

„Jedesmal, erzählt Heine in der Lutetia, wenn in der Akademie de Musique oder bei den Buffos eine Oper durchfällt oder sonst ein ausgezeichnetes Fiasko gemacht

wird, bemerkt man dort eine unheimliche hagere Figur mit blassem Gesicht und kohlschwarzen Haaren, eine Art männlicher Ahnfrau, deren Erscheinung immer ein musikalisches Unglück bedeutet. Die leichtsinnigen Franzosen, die nicht einmal einen Aberglauben haben, nennen jene Gestalt Monsieur Spontini ... Er kann sich nicht darüber trösten, daß sein Herrscherstab übergegangen ist in die Hände Meyerbeer's. Die fixe Idee des armen Mannes ist und bleibt Meyerbeer. Jüngst fand ihn Jemand in den Sälen des Louvre, wo die ägyptischen Antiquitäten ausgestellt sind. Der Ritter Spontini stand wie eine Bildsäule mit verschlungenen Armen fast eine Stunde lang vor der großen Mumie, deren prächtige Goldlarve einen König ankündigt, der kein geringerer sein soll, als jener Amenophes, unter dessen Regierung die Kinder Israels das Land Aegypten verlassen haben. Aber Spontini brach am Ende sein Schweigen und sprach folgendermaßen zu seiner erlauchten Mitmumie: Unseliger Pharao, Du bist an meinem Unglück Schuld! Ließest Du die Kinder Israel nicht aus Aegypten fortziehen, oder hättest Du sie sämmtlich im Nil ersäufen lassen, so wäre ich nicht durch Meyerbeer aus Berlin verdrängt worden!"

Bei einem solchen Sinn, Anderen die Dornen mit Wollust fühlen zu lassen, mußte Heine nicht so kleinlich sein, sich darüber empört zu fühlen, wenn man umgekehrt seine schwachen Seiten verwundete. Die nothwendige Tugend eines Satyrikers, mit Verachtung die Schläge hinzunehmen, war dem Verfasser der Lutetia keineswegs gegeben. Er jedoch enthielt sich nicht, selbst die Diskre-

tion zu verletzen, welche ein Mann von Bildung gegen Andere unter allen Umständen zu beobachten hat.

Heine hat viele Dinge sehr in der Nähe gesehen und noch vielmehr Menschen; er hat niemals Anstand genommen, dieselben mit seiner mitleidslosen Beobachtung nackt und grotesk zu zeichnen und sich darüber gefreut, wenn sie sich getroffen oder karrikirt erblickten. Ihn hätte es durchaus nicht abgehalten, neue Pamphlete zu schreiben, wenn der alte Fritz zu ihm gesagt hätte, daß er sein Spottlied an die Mauerstelle heften möge, an welcher es die Vorübergehenden bequemer lesen könnten; er würde entzückt darüber gewesen sein, ungehindert den weisen König von Neuem schmähen zu dürfen. George Sand mag sich, wie hundert Andere, sehr wenig glücklich gefunden haben, daß sie Heine in das Innere ihres Hauswesens Einblick zu thun gegönnt; aber die Indiskretion bildet stets einen um so stachelvolleren Witz, da nicht alle witzigen Leute indiskret sind. — „Wo zum Teufel! verlangen Sie, daß ich Ihnen Ihr Geld nehme, wenn nicht aus Ihrer Tasche?“ sagte einst der Abbé Terray, welchem man diese halsstarrige und unartige Manie vorwarf. Ebenso würde Heine geantwortet haben: „wo, zum Teufel, wollen Sie, daß ich mir meine Modelle nehme, wenn nicht in Ihrem Hause und in dem Innersten Ihres Innern?“ —

Der Witz in allen seinen glänzenden und lasterhaften Eigenschaften war ebenso, wie die Poesie, der Natur Heinrich Heine's incarnirt. Die Kühnheit des einen und die Macht der anderen hüllten selbst den unscheinbarsten Gegenstand unter seiner Behandlung in ein überraschendes

und anziehendes Gewand. Aber Heinrich Heine's Don Quixoterien für etwas Ernsthaftes zu nehmen, und, wie Viele es gethan, seine philosophischen und politischen Plauderei für etwas Anderes, denn geistreiche Geschwätze und tendenzlose Vagabondagen zu halten, das würde Heine vielleicht beansprucht haben, aber das kann kein gebildeter Mensch adoptiren. Im Ernst kann man den Dichter des Buches der Lieder weder für einen Politiker, noch für einen Demokraten, noch für einen Metaphysiker halten; nur die Phantasie bleibt ihm vor Allen und zwar die großartigste, gewaltigste Phantasie, welche je in der Brust eines Menschen geschlummert und ihre drolligsten Sprünge in einem Kopfe gemacht hat. Die Palme hat er durch sie vor allen Anderen verdient und nimmermehr wird sie ihm bestritten werden; wenn man aber den Lohn für seine gerechten Verdienste erworben hat, dann muß man sich nicht noch für etwas Anderes halten, als was man wirklich ist.



5.

Das Heinethum.

Der Einfluß, welchen Heinrich Heine während eines großen Theils seines Lebens auf das deutsche Publikum ausübte, giebt den Beweis dafür, daß er in der That einer der hervorragendsten Geister war. Die literarischen Bewegungen gingen eine geraume Zeit lang von ihm aus; gleich Radien strömten sie der Peripherie der Nationalliteratur zu, bis allmählig die Nationalbildung einen anderen Cirkel schlug, aus dessen Kreis sich Heine immer mehr und mehr entfernte.

Mit den Liedern und mit den Poesien, welche kaum nach ihrem Erscheinen schon in dem Munde von Tausenden lebten, war natürlich auch das Wesen derselben in das Publikum gedrungen. Heine hatte die Romantik, wie die lustige Morgensonne die Nebel verjagt; er hätte der heuchelnden und prüden Zeit mit seiner kecken Miene ins

Gesicht gelacht und das gesammte Gypspagodenwesen der Gesellschaft zum geheimen Jubel derselben zu Boden geschmettert. Man war nun eigentlich ohne jeglichen Halt; man sah die alten lieben Götzen mit ihren gleißnerischen Gesichtern am Boden liegen und sah doch auf den Piedestalen keine anderen Repräsentanten des ewigen Baal; man betrachtete lächelnd die Trümmer der eingerissenen Tempel, in denen man so viel gesündigt und geheuchelt hatte, und fand doch keine anderen Hallen, um bei einer andren Religion auf neue Weise zu liebäugeln und zu intriguiren; man legte mit Freuden die lästige Maske der Scheinheiligkeit und der Prüderie ab; man warf mit Wollust die bunten Flitterkleider der Geziertheit und Süßlichkeit fort; aber man hatte für den ewigen Karneval der Gesellschaft keine neuen Larven.

Der kleine Heine aber wollte sich ausschütten vor Lachen; seine ganze Seele lachte mit, als er diesen Mummenschanz vernichtet, und nach dem Aufzuge des Vorhanges die nackten Macbeths und die nackten Sünder, die entblößten Kammerzofen und die der Livreen baaren Lakaien in verdrehten Sprüngen und vergnügten Solopas durcheinander rennen sah; das hopste und hüpfte und zuckte und schlenderte, das tanzte und sprang nach der neuen lustigen Melodei des Heine'schen Eyapopeya und die alten Runzelgesichter des romantischen Orchesters quäkten und meckerten dazwischen mit ihren hohlen Gespenstervisagen, und fiedelten und greinten dazu!...

Indessen zeigte der zweite Akt eine andere Metamorphose. Man hatte der Gesellschaft einen neuen Götzen errichtet und einen neuen Tempel aufgebaut; man pro-

birte eine neue Religion, hatte eine neue Larve und einen neuen Anzug: man sah sich an und lachte, fand sich recht hübsch verändert und recht leicht in der neuen Tracht. Der Hexensabbath war zu Ende; in der Ferne sah man die romantischen Musikanten ihr Leichentuch nachschleppen und ganz fremden, aber wunderholden Tönen lauschte die geputzte, lächelnde Gesellschaft. Das klang so lustig und fiedelte so schön, dann aber klagte es mit Philomelenlaut, man hörte fernes Liebesschluchzen und die ganze Gesellschaft träumte mit, ohne daß sie es ahnte.

Doch seien wir kurz; es war der Weltschmerz, der die neue Religion bildete und Heinrich Heine war sein Prophet.

Die Schwingungen, welche die Menschheit in einer ewigen Mobilität erhält und sie, gleich einem Seiltänzer, fortwährend balanciren und emporwippen läßt, haben eine unläugbare Harmonie, wie kontrovers sie auch oft erscheinen. Es giebt an vielen Stellen des Meeres zwei Strömungen, die sich bekämpfen; einige Schwingungen mit ihren zusammengezischten Fluthen weiter, und sie tanzen wieder in der großen Wellenharmonie des Weltmeers mit. Wie drollig sich auch in Hinsicht der verflossenen Zeit der bahnbrechende Weltschmerz ausnahm, er stand in geregelter Harmonie mit dem großen mystischen Reich, in dem die Menschheit von Zeit zu Zeit eine andre Konstitution erhält.

Ja, noch mehr. Der Weltschmerz sogar war eine Nothwendigkeit.

Man denke sich nur recht deutlich die Gesellschaft vor dreißig Jahren; das liebe Deutschland gab doch eine

recht traurige Gestalt ab, noch viel trauriger, als heute, wo es eben auch nicht lustig aussieht. Aber da war kein Patriotismus mehr, keine Religion, keine Liebe, kein Glauben, keine Hoffnung — da war Alles Karrikatur oder Heuchelei; man schämte sich, Patriotismus für dies fortcongressirte Deutschland zu haben, man religionisirte, man trieb heimlich seine Lüste, man heuchelte und hoffte auf Nichts, als auf etwa ein Rendezvous, oder eine Liebeserklärung; ah, das war das gute, michelgute Deutschland, auf dem die Milben wie auf einem Käse krochen; das war diese Generation mit der bleichen Moral, die Cholera damaliger Zeit; das war die Gesellschaft mit den entnervten Seelen, die sich nicht einmal, wie wir es doch heute thun, beschwerte, keinen Glauben zu haben; die ihn gar nicht suchte, während wir ihn suchen, ohne ihn zu finden: das war dies gedrückte Wesen der damaligen Gesellschaft und Jeder sehnte sich nach einer Veränderung dieser Korsettexistenz. Ohne geistigen Halt, ohne Mark und Kraft, mußte endlich das ganze klapprige Gebäu zusammenstürzen; die Gesellschaft wurde aus den Fugen getrieben, irrte umher und fand sich nicht zurecht; da packte sie mit Entzücken nach dem Heine'schen Weltschmerz, beschwatzte sich, daß die ganze Welt Nichts tauge, daß Alles, selbst das Schönste, bei Licht gesehen, sich doch höchst kläglich ausnehme; es war der große geistige Katzenjammer, welcher nach den Ausschweifungen und Ueberreizungen sich einstellen mußte.

Man denke sich einen Menschen, welcher ohne anstrebendes Ziel, ohne sittlichen Fond und ohne Moral auf dem wellenden Ocean des Lebens wie eine Nußschale

umhergeschaukelt wird; er lebt so lange er leben kann; dann aber kommt eine Zeit der Erschlaffung und zerfallen mit sich selbst, setzt er sich feige nieder und klagt seines Schicksals, wegen Gott und die Menschen an. Es ist die Hypochondrie, welche sich interessant macht und den Schmerz zu erkennen giebt, auf dieser elenden Welt sich herumquälen zu müssen. Heine hatte den Byron studirt und neben der emporsprudelnden Lebenslust zugleich der Hypochondrie durch sein den sittlichen Fond entbehrendes Innere Rechnung getragen. Er war ein Kind jener Zeit der baaren Moral und Tugendlosigkeit, und steckte seine Zeit mit dem Weltschmerz an, den tausend Andere gleich ihm empfanden, aber den er in prägnanter Bildlichkeit besang.

Dies war der erste bedeutende Einfluß, den Heine in Deutschland ausübte; der Heine'sche Weltschmerz wurde eine Manie und ist noch heute nicht gestorben; denn die damalige feige Zeit hat ihre Ausläufe noch keineswegs beendet.

Der Heine'sche Weltschmerz hatte eine noch größere Tragweite, als die Thränenmoral eines Kotzebue oder Iffland, welche im Grunde genommen auch nichts Anderes als die Hypochondrie ihrer Zeit war. Der Heine'sche Weltschmerz war zugleich poetisch und romantisch; es lag der Karakter einer dandyhaften Abgelebtheit darin, einer galanten Erschlaffung, welche interessant macht. So war es denn kein Wunder, daß die einmal Mode gewordene Gesellschaftsreligion einen eifrigen Kultus erhielt und Alles, was Odem und Leben hatte, dem Hohenpriester des Weltschmerzes immer heuchlerischer nachbetete. Wer

erinnert sich nicht jener hypochondrischen Gedichte, welche damals im Styl Byron's und Heine's die deutsche Literatur überschwemmten, ohne die wilde Poesie des Einen zu haben, noch die Melancholie des Anderen, welche nach einem reizenden Philomelenlied über sich selbst eine helle Lache aufschlug? —

Man hat den Fürsten Pückler-Muskau als einen der glücklichsten Nachahmer Heine's bezeichnet, und zum Theil auch mit Recht. Während Heine noch naiv genug war, seine eigene Zerrüttung und innere Zerfallenheit mit einem melancholisch-lächelnden Gesicht einzugestehen und mit seinen Klagen kundgab, daß er zwar das frivole sinnliche Leben recht schön finde, aber doch keine Befriedigung darin erlange, war der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" schon weniger naiv; der alte Roué der Restauration sprach aus ihm, das klein-witzige Zeitalter des ancien régime, der galanten Hofmaitressen und geistreichen Blasés hatte ihn gebildet. Er führte detaillirter aus, was Heine nur skizzirte; er lächelte über den feigen Schmerz und die poetische Hypochondrie und predigte die derbe, vollkräftige, ungenirte Sinnlichkeit. Der Dichter der Reisebilder vernichtete die Heuchelei und Prüderie seiner Zeit und machte die kecke Frivolität mit dem Schmerz um dies verfehlte Leben Mode; der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" verspottete die kleine, interessant machende Reue und lehrte die Reize des vollen Genußlebens. Nur recht im vollen und besten Sinne des Wortes Mensch dieser Erde, körperlich und geistig zu sein, sagte der erste Partheigänger des Heine'schen Nihilismus, dadurch wird man sich ganz gewiß für jeden anderen Zustand, der

folgen kann, am besten qualificiren, wenn man auch wirklich hier nie daran gedacht hätte. Der Fürst von Pückler-Muskau war ein viel besserer Lebemann wie Heine, aber er fand es ganz unvereinbar mit diesem Genußleben, an dem Heine'schen Weltschmerz zu laboriren.

„Ein ganzes ausreichendes Leben, sagte er, ist immer und überall vollständig da, wo wir uns dessen bewußt werden, und wir sollten endlich das alberne Bild der irdischen Schule und des Schulmeisters über den Wolken droben, der nur auf die Ankunft der armen Seele daselbst paßt, um ihr Kuchen, oder die Ruthe zu geben, zu dem übrigen Plunder kindischer Zeiten werfen. — Alle Frische schwindet aus der Welt bei solchem krankhaften Schmachten und Fürchten."

Der Fürst Pückler-Muskau machte aus dem Weltschmerz den nun auflebenden Weltwitz.

Mit diesem Weltwitz, der das echte blasirte Wesen gutgeschulter Roués repräsentirte, quälte sich die Zeit ziemlich lange. Man spottete über Alles, über Religion und Glauben und Tugend; man legte ein förmliches Studium an, recht hübsch spotten zu können und das menschliche Leben für ein langweiliges Ding zu halten, bei dem man sich durch Essen und Trinken, sinnliche Genüsse und ungeschmälerte Frivolität die Zeit vertreiben müsse. Wie es immer von Seiten der Nachbeter geschieht, daß sie den Meister zu übertreffen trachten, so auch bei den Nachahmern Heinrich Heine's. Sie dichteten, bald mehr oder minder schön, Hymnen zum Lobe der Frivolität, fanden die Welt in ihrem angesteckten Katzenjammer höchst erbärmlich und machten die schönsten

Cynismen über Alles, was dem Menschen das Theuerste sein mußte.

Heine hat recht wohl das Unglück begriffen, welches diese armseligen Handlanger seiner Witzbrocken für Deutschland verursachten; sie widerten ihn selbst an und er mag sich manchmal geschämt haben, der König eines solchen Geschlechts zu sein. Trotzdem begnügte er sich, nur von Zeit zu Zeit ihnen seinen Widerwillen zu erkennen zu geben:

— — — — — — — — —
Ich, der, als ich unbeglücket
So viel sang von meinem Kummer,

Daß mir tausend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Lied, das ich besungen
Noch viel Schlimmres angerichtet.

Zu schwach, die Herrschaft über diese Hofschranzen aufzugeben, suchte er vielmehr denselben seine Hoheit zu zeigen, ließ sich durch sie immer weiter in die Bahn des zügellosen Cynismus treiben und belehrte sie durch seine geistvollen Witze, daß er doch immer ihr Herr und Meister sei. Bei dem Jubel dieser literarischen Lazzaroni's mag dem armen Heine wie einem Fürsten zu Muthe gewesen sein, der Alles seinen Schranzen zu Liebe thut, um nicht von ihren Dolchen und Giften sich bedroht zu wissen; seine traurige Rolle ist ihm nicht unbekannt, aber er schämt sich, selbständig Energie zu entwickeln. Sein Gedicht, „die Libelle", schildert dies auf sehr treffende Art und Weise:

O wehe dem Käfer, welchem verbrannt
Die Flügel sind! im fremden Land
Muß er wie ein Wurm am Boden kriechen
Mit feuchten Insekten, die häßlich riechen,
Die uns behandeln als Kameraden,
Weil wir im selben Schmutze waten —
Drob klagte schon der Schüler Virgil's,
Der Dichter der Hölle und des Exils!
Ich denke mit Gram an die bessere Zeit,
Wo ich mit beflügelter Herrlichkeit
Im Heimathäther gegaukelt,
Auf Sonnenblumen geschaukelt,
Aus Rosenkelchen Nahrung sog
Und vornehm war und Umgang pflog
Mit Schmetterlingen von adlichem Sinn,
Und mit der Cicade, der Künstlerin.
O daß ich nimmer gesehen hätte
Die Wasserfliege, die blaue Kokette
Mit ihrer feinen Taille,
Die schöne falsche Kanaille.

Das Heinethum war von der verderblichsten Wirkung für Deutschland; denn es raubte dem schon entnervten Volke noch einen großen Theil seiner Kraft und seines Lebensmarkes. Es war ein Glück für uns, daß die Blitze der Julirevolution ihre elektrischen Funken in das Mark des Volkes hineinschlugen; es war ein unendliches Heil für Deutschland, daß unter den Posaunenstößen, bei deren Schall die Jerichomauern des Bourbonenthrones zusammenbrachen, auch einzelne Geister aus ihrer Erschlaffung emporfuhren und allmählig eine Gruppe bildeten, welche ihre Energie und aufgerüttelte Manneskraft dem feigen Nihilismus entgegenstellten, der das Leben des Volkes wie ein Vampyr aussog.

Wohin hatte nicht schon das Heinethum die deutsche Literatur geführt? — Sie war mehr ein Jammer, denn ein Stolz des Vaterlandes. Heine wußte aus aller Materie stets den Geist zu ziehen und dadurch dieselbe zu vergeistigen. Aus diesem Grunde war ihm aber auch umgekehrt Alles, selbst der höchste Geist, bloße Materie geworden. Das Christenthum hatte nach seiner Ansicht die Materie fletrirt und die edelsten Genüsse entweiht; folglich war ihm das Christenthum und damit der Deismus verhaßt. Das ihm zujubelnde Volk adoptirte natürlich diese Ansichten; die Geister wurden damit erschlafft und die Herzen verloren den edleren, heiligeren Schlag; die ganze Denkkraft wurde frivol und die Philosophie, theilweise der Zeitströmung folgend, gerieth unter Feuerbach und Bruno Bauer vollständig in die Sackgasse des Atheismus.

Täuschen wir uns nicht! Die Zeit, welche Heine nicht machte, sondern nur beherrschte, ist noch nicht zu Ende; die letzten Stöße dieser Erschütterung zucken noch durch die vaterländische Geistesrichtung; gleich wie bei dem abziehenden Gewitter grollt der Donner noch fort. Mit einem Wort, die heutige finstere Orthodoxie ist indirekt der Ausläufer des Heinethums.

Man kann den eine Zeit lang dominirenden Atheismus, der in der Philosophie sowohl, wie mitten in dem Volke wucherte, mit sehr großer Leichtigkeit in Verbindung mit dem Heine'schen Einfluß setzen. Er bildete einen sehr großen Theil des Heinethums, welches die Religion und den Glauben an Moral hauptsächlich lähmte. Jede Reaktion wird nur durch ein Extrem hervorgerufen; sie ist das entgegengesetzte Extrem. Während das eine

zu weit nach vorn greift, klammert das andere zu weit zurück, um das erstere aufzuhalten. Das eine ist so schlecht wie das andere. Unsere heutige Theologie ist der Ausdruck jener durch das atheistische Heinethum bewirkten Reaktion; das Heinethum brachte die Menschen bis zum Nihilismus und gewöhnte ihnen das Gottähnliche ab; die Reaktion will die Menschen mit Gewalt wieder zu betenden und Hallelujahsingenden Engeln machen und hat den Wahnsinn, um die Menschheit gottähnlicher zu machen, ihr die Menschheit abgewöhnen zu wollen.

Betrachten wir denn diese finstere, menschenfeindliche Richtung als eine ganz naturgemäße Verirrung; sie ist eine Logik der gottesläugnerischen Strömung; sie ist bedingt worden durch das andere Extrem — das in Eiterung übergegangene Geschwür der Gesellschaft, welches viel unreine Säfte von dem Körper abgesogen und welches nicht mehr lange an dem Fleisch des Volkes schmarotzen wird. Die Gesundheit wird wiederkehren und das Gleichgewicht zwischen beiden Extremen schießt zwischen ihnen wie der Stamm empor, an dem die Menschheit fortblüht. Ist diese Reaktion und ihr Armsünderglöckchengeläut mit der Mission betraut, den letzten Rest des atheistischen Heinethums zu vernichten, so haben wir zum Glück die Hoffnung, daß sie nach dieser Missionserfüllung in den Abgrund stürzen wird, welcher das Ende jedes finsteren Fanatismus bildet. Die Theologie ist keine Religion; sie möge darum noch schneller, als sie es thut, ihre Bahn durchwandeln; aus den Irrungen und den Finsternissen wird für die Menschheit die absolute Religion der Wahrheit und des Lichts emportauchen, welche sie um so eher

begreifen wird, je schmerzlicher sie die Entbehrung dieser Wohlthat empfunden hat. Unsre Jugend hat wahrlich noch so viel Heinethum in sich stecken, daß wir sie aus diesem Vagabondenleben nur zu gern in den Kerker der Reaktion geworfen sehen möchten; denn aus diesem ist sie schnell zu befreien und sie wird alsdann begriffen haben, was eigentlich Freiheit sei. Heut sucht sie in der Frechheit ihre Größe; sie dreht sich ihren Flaum an der Oberlippe und setzt einen Stolz darin, mit lasciver Gebehrde Gott und Moral und Tugend zu bespötteln; sie hat keine Pietät vor dem Edlen und Großen, keinen Patriotismus und kein Christenthum, keine Energie und kein Mark.

Woher sollte sie es auch bekommen? — Man will sie heut zu Pfaffen erziehen, nachdem man sie zuerst mit dem atheistischen Heinethum bekannt gemacht; sie fühlt deshalb Verachtung gegen Gott und Christenthum, weil es an Lehrern mangelt, die mit Gefühl und Verstand diese Schätze vor der Jugend auszubreiten verstehen. Man will sie heut zu Sklaven einer sich patriotisch schimpfenden Parthei machen — und die Jugend wendet sich beleidigt ab, um mit ihrem Uebermuthe das ursprünglich heilige Gefühl des Patriotismus zu bespötteln; denn man weigert ihr die Erkenntniß der wahren Vaterlandsliebe. Man hat heut die Manie, der Jugend die Jugend zu rauben und will sie schon in der Kindheit mit der Weisheit des Mannes beschenken. Da lehren denn gewisse Kritiker, die selbst Nichts gelernt und Nichts vergessen haben, daß unsere ersten Geister im Grunde nur elende Schreiberseelen waren, welche gar nicht den Ruhm noch die Achtung ver-

dienen, die man ihnen zollt; da machen die Witzblätter ihre erbärmlichen Glossen über unsere edelsten Männer und lehren die Jugend von Kindheit auf, ihrer zu spotten oder achselzuckend von ihnen zu sprechen, anstatt sie zu lieben und gleich kostbaren Juwelen zu achten. Unglückliche Zeit, wo die Einen alles Erhabene bespötteln und läugnen, und die Andern aus dem Erhabenen etwas Erbärmliches machen!

Wenn wir noch hoffen dürfen, wieder eine muthige Jugend, beseelt von Tugend und Kraft, zu haben, so muß sie durch die Schule bitterer Erfahrungen erst diese herrlichen Güter erkennen lernen. Fast möchte man wünschen, daß Deutschland eine Zeit wie im ersten Jahrzehnt dieses Säculums durchliefe, und sich die Bahn besserer Einsicht erarbeite, um durch eigene Anstrengung sich *sein* verloren gegangenes Nationalgefühl zurückzuholen! Es wäre das Heil dieses Volks, wenn die Schmerzen es noch mehr peinigten und die seligmachenden Theologen bis auf's Blut den Stachel ihrer jesuitischen Gleißnerei drückten: — zerschmettert würde in einem Augenblick der ganze thönerne Pagodenkram und das Volk würde Gott anrufen, den wahren, einigen Gott, den es in der Schmach wiedererkannt haben wird. — — Ja, wir glauben und hoffen, daß nach dem Reich der Finsternisse die Sonne ihre Herrschaft übt! Die Wolken und die grauen Dünste des Horizontes müssen eines Tages vor dem Strahl des Gluthballs weichen; der reine, herrliche und freie Himmel wird allein mit seinem treuen Blau herniederblicken; die Tempel des finstern Baal werden in Trüm-

mern liegen und aus gläubigen Herzen fromme Dankgebete quellen; die Ketten der patriotischen Heuchelei werden zerrissen sein und ein kräftig Volk, gestützt auf sein Geistesschwert, wird mit offener Brust des Vaterlandes Größe überschauen; die Wölfe der Nationalliteratur werden heulend in ihre Berge flüchten und mit Dank und Liebe wird das Volk auf seine hohen Geister, seine Dichter, seine Lehrer blicken, die, strahlender denn je aus dem Qualm hervorleuchtend, auf den Postamenten der Volksliebe stehen, von denen die literarischen Jakobiner sie nicht herunter zu stürzen vermochten. . . .

Ja, wir wollen glauben und hoffen, daß diese Zeit der deutschen Wiedergeburt nicht allzu fern mehr sei!

. . . .

Es wäre ungerecht, auf Heinrich Heine die ganze Schwere der Verantwortung zu wälzen, wiewohl er einer der einflußreichsten Geister war, welche sich an dem Zersetzungsprozeß der Zeit betheiligten. Man könnte viel eher seine Zeit, als ihn verantwortlich machen. Er hat gewissermaßen eine Mission erfüllt, welche seine Zeit von ihm verlangte; es mag die Aufgabe seines Genies gewesen sein, seinen Mitmenschen die ganze Fäulniß ihrer Zeit auf dem Präsentirteller mit pikanter Zubereitung zu serviren, damit sie nach dem Genuß den Widerwillen davor bekommen. Attila verdient gerechter Weise eben so großen Dank als Bonifazius; denn durch seine Barbarei beförderte er die Civilisation. Nur ist er ein Wohlthäter der Menschheit, dessen sie sich nicht anders denn mit

Schrecken erinnern kann; wir lieben die Sonne mehr als den wolkigen Himmel, und dennoch würde die Sonne keine Wohlthat sein, wenn es nicht auch Wolken gäbe; das Schlechte gebährt das Gute; die Nacht den Tag; Saul war nothwendig, um David groß zu machen. — Heinrich Heine hat die Tugend angebahnt, indem er das Laster verherrlichte; — er war ein Arzt, welcher den ganzen Organismus eines Patienten, wie der Uhrmacher ein Uhrwerk zerstörte, um von Neuem die einzelnen schlechtgewordenen Glieder zu einem guten Ganzen wiederherzustellen. Er hatte das destruktive Genie, ohne zugleich das direkt heilbringende zu besitzen. Das Genie gehört aber ebensowohl der Hölle wie dem Himmel an; es ist sich sogar oft selbst ein Schrecken und bleibt dann immer von den Fangarmen des Teufels bedroht; erst der Tod entscheidet, ob es ein Heiland oder eine Gottesgeißel für die Menschheit war.

Das Heinethum war vielfach für Deutschland, was das Voltairethum für Frankreich war; Heinrich Heine war, um einen Ausspruch Guizot's zu benutzen, nächst Voltaire der geistreichste Mensch. Der Philosoph von Ferney stützte sich auf seine, das Gesammte umfassende Philosophie; das war seine Natur und seine Größe. Der deutsche Dichter dagegen hatte überwiegend eine rein lyrische Natur, von welcher sich der Witz abzweigte. Der Witz Voltaire's schlägt deshalb vielfach wie der Witz Börne's mit Keulen die gesammte Menschheit; der Heine'sche Witz sticht aber meist nur ein einzelnes Opfer. Beide lebten in einer Zeit der Heuchelei und Sittenlosigkeit und

Beide gossen ihren Witz darüber und beherrschten ihre Zeit. Als Voltaire starb entlud sich das furchtbare Gewitter der französischen Revolution; der Tod Heine's wird nicht diese direkte Revolution für Deutschland hervorbringen können; denn Heine war kein Genie für die Bildung einer ganz neuen Menschheit, wie es Voltaire war; aber er wird durch seinen Antheil an der Zerstörung der Gesellschaft eine geistige Revolution befördert haben. Er kann mit seinem Geist nicht über die kolossalen Ruinen eines Staates und einer Gesellschaft hinfortragen, wie es Voltaire konnte; sondern ein Zusammenbrechen seiner Zeit und seiner Generation würde Heine, den Geist, begraben; seine Lebensfähigkeit bedingt allein einen morschen, faulen Gesellschaftskörper.

Ein französischer geistreicher Schriftsteller, Amedée de Césena, fragte einst, wozu im Grunde genommen die Witze und Bosheiten des deutschen Dichters denn dienen? und gab sich die Antwort darauf, daß es lediglich zur Befriedigung einer Laune geschehe, zur Erleichterung eines nicht edlen Herzens und mit dem bösen Willen eines Spaziergängers, der ohne eigentliches Ziel umherstreift, aus Uebermuth die Blumen am Wege zertritt und insolenter Weise die reinen Façaden der Häuser beschmutzt. — Für die einzelnen Fälle ist diese Ansicht eine vollkommen richtige; aber es heißt auch den Einfluß Heine's zu gering anschlagen, wenn man nur seine Witze und Satyren einzeln ins Auge faßt. Sie alle zusammen bilden einen Karakter; sie alle zusammen brachten das Heinethum hervor. In jedem einzelnen dieser Geistesblitze zuckt ein Fünkchen seines destruktiven Genies; die mit Elektrizität

geschwängerte Luft der Gesellschaft seiner Zeit ließ diese einzelnen Blitze zusammenzischen; die Atome ballten sich zu einer Masse zusammen, welche gleich der Lava des Vesuvs jede Vegetation versengte, über welche sie hinrollte.

Durch das Heinethum ist aus dem ehemaligen Tartüffe-Deutschland ein Dandy-Deutschland geworden; ein leichtsinniger Bonvivant ist aber immer noch besser als ein Jesuit. — Wie ein flotter Lebemann hat Heine das eben von der Hochschule der Romantik gekommene Deutschland vergnügt unter den Arm gegriffen; hat es in die Kaffeehäuser und Weinkeller, in die Spielhäuser und Bordelle geführt; gescherzt, geliebt, gelacht und gelebt mit ihm, bis es matt und müde und entnervt von diesem Lebenswandel war. Nun überfiel dasselbe eine arge Reue und es betete. ... Lassen wir es ausbeten, lassen wir es ungestört mit seiner feigen Reue; denn alsdann wird es ermannt, jede Gängelei mit einem echt deutschen, herzhaften Fluch zurückstoßen, weil es alsdann sein Glück mit jeder Art von Gouverneurs versucht hat. Trügen nicht alle Anzeichen, so dürfen wir hoffen, daß Deutschland mit seiner Manneswürde auch anfängt schon verständig zu werden; und wahrlich, es scheint auch Zeit dazu zu sein! — Nach der gebenedeiten Waterloo-Wiedergeburt hat Deutschland längst sein Schwabenalter überschritten und dennoch wurde es nicht weise danach. So geben wir ihm denn noch zehn Jahre zu; lassen wir es das fünfzigjährige Jubiläum seiner Bevormundung feiern; alsdann wird es wohl Mann geworden und verständig sein. Das Gute hätte ja keinerlei Verdienst, wenn der Kampf mit dem Schlechten es nicht adelte; die Mütter würden ja ihre Kinder nicht lieben,

wenn die Geburten sich schmerzlos und ohne Gefahr vollzögen ..... So habe denn auch Deutschland seine Nacht, damit es seinen Morgen habe; so sei es denn auch schwach, um einst stark zu sein!

Heinrich Heine lebte seit dem Jahre 1831 in Paris. Er wurde von nun an auch französischer Schriftsteller.

Frankreich bot um diese Zeit als Gesellschaftskörper keinen erquicklicheren Anblick dar, als das ehemals heilige Römische Reich. Es zeigte, wie dieses, mit lasciver Koketterie sehr gern sein faules Fleisch und hatte nur dies voraus, daß es mit demselben sozialistische Experimente anstellen ließ. Es war aber immerhin im Vortheil gegen Deutschland, weil es das Land einer Nation war; — über diesen letzten Gedanken pflegte man in Deutschland Lachkrämpfe zu bekommen. Auf Frankreich konnte deshalb auch Heine nicht denjenigen Einfluß haben, den er faktisch auf sein Vaterland ausübte. In Frankreich giebt es viele Geister und dennoch haben diese keine Diener; diesseits des Rheines hat jeder hervorragende Geist seine Klique. Weil sich nun fast ganz Deutschland zum Sklaven Heine's machte, behandelte er es danach und liebte es zu schmähen; da Frankreich ihm keine Herrenrechte einräumte, so liebte er es und schmeichelte dieser Nation. Der deutsche Dichter hat im Auslande sein Vaterland ebenso behandelt, wie zu unsrer Schmach es Hunderttausend deutsche Landeskinder thun, indem sie sich nicht entblöden, ihre eigene Nation in den Augen der Fremden herabzusetzen. Es ist wahr, ein Deutscher kann mit Fug und Recht sein unglückliches Vaterland schmähen; aber er soll es alsdann deutsch schmähen. Seinem eigenen

Vaterlande Schläge zu geben, darin liegt ein hochherziger Sinn, sobald man die Besserung desselben dadurch zu ermöglichen gedenkt; aber diese Züchtigung vor den Augen Fremder auszuüben, vielleicht gar nur, um diesen eine kleinliche Befriedigung der Eitelkeit zu verschaffen — das ist infam.

Die Franzosen wußten, mit Ausnahme einzelner Geister, wie Eckstein, Bonstetten, Cousin, Constant und andere, gar Nichts von der deutschen Philosophie, diesem Palladium der deutschen Geisterwelt. Das große gebildete Publikum Frankreichs hatte nicht die leisesten Begriffe von deutscher Literatur; die Namen Göthe und Schiller waren fast die einzigen bekannten jenseits des Rheins. Er war demnach von Heine höchst anerkennenswerth, daß er in seinem Buche „Allemagne" und in den „fragmens" sowohl die Philosophie als auch die Literatur, die herrschenden Meinungen und wissenschaftlichen Schöpfungen Deutschlands zum ersten Male der französischen Nation zugänglich machte. Er stellte aber bei dieser Gelegenheit zugleich ein so falsches Deutschland hin, daß die Franzosen die wunderlichsten Heine'schen Einbildungen über uns und unsre Literatur bekommen haben und in unserer Philosophie Nichts als Pantheismus, in unserer Schöngeisterei Nichts als grübelnde Mystik erblickten. Eine solche Aufklärung hat uns denn bei den Franzosen viel mehr geschadet als genützt; Heine aber hat weder Fleiß noch Ausdauer, weder Wahrheitsliebe noch Ernst der Gesinnung dazu besessen, das deutsche Geistesleben verdollmetschen zu können.

Das Heinethum, in Deutschland eine bestimmt aus-

geprägte Geistesrichtung, machte sich in Frankreich nur partiell bemerkbar. Man denkt in Frankreich gewissermaßen immer auf eigene Rechnung; wir dagegen haben Nichts lieber, als irgend Jemanden für uns denken zu lassen. Doch kam das Heine'sche Wesen der damaligen französischen Gesellschaftsreligion so sehr gelegen, daß es sich einen weiten Kreis von Verehrern erwarb und dem deutschen Dichter mit Bereitwilligkeit das Bürgerrecht der französischen Literatur ertheilt wurde. Die Revue des deux Mondes führte ihn mit echter Galanterie in den literarischen Salon ein und Heine, mit seinem Witz und seinem Humor, war der Geist, der sich dauernd beliebt zu machen verstand.

Mitten unter den romantischen Hymnen, unter der puritanischen Doktrinairphilosophie und den politischen Diskussionen, welche sich im nachjulischen Frankreich geltend machten, gefiel der Heine'sche Witz über Alles um so mehr, je mehr man anfing den Ernst und das Nachdenken ennuyant zu finden. Das Julikönigreich war mit Schüssen und Vivats, mit Pauken und Trompeten auf den Ruinen des Lilienthrones errichtet worden; die französische Nation fing an zu glauben, daß sie genug gethan habe und nun ausruhen dürfe. Der Sozialismus hatte damals seine Agenten in allen Kostümen und in allen Gestalten ins Land geschickt, um seine Armee zu werben; viele waren instinktartig seine Agenten, ohne es zu wissen. Auch Heinrich Heine bildete mit seinem Nihilismus einen dankenswerthen Bahnbrecher der sozialistischen Grundsätze; denn er löste vermöge seiner Witze, seines Atheismus und seiner Frivolität unmerklich mit die Bande der an das

bestehende Regiment gefesselten Gesellschaft. Ohne daß diese es ahnte, verlor sie mehr und mehr ihren Halt; Heine's dämonische Lache gellte dazwischen, als endlich beim betäubenden Lärm des Volkes der schwankende Gesellschaftskörper vollständig dem Sozialismus in die Arme sank. Diesen secundairen Einfluß hat das Heinethum in Frankreich gehabt; es bildete einen Präparator des Sozialismus, welcher am 24. Februar 1848 seine Korsarenflagge auf den rauchenden Schutt eines vergoldeten Königsthrones pflanzte. Die George Sand'schen Theorien entsprechen nicht allein dem Heine'schen Nihilismus, sondern dieser säuberte auch das Feld, auf welchem Eugen Sue's sozialistische Brandfackel loderte und mit ihrem grellen Schein die ganze Welt der Würmer beleuchtete, die auf dem Gesellschaftsleichnam ihre Nahrung suchten.

Die destruktive Natur des Heinethums war also dieselbe, sowohl diesseits wie jenseits des Rheines; nur seine Stellung war je nach der verschiedenen Nationalität eine andere. Wir hatten in Deutschland keinerlei Gegengewicht, um uns der Heine'schen Autorität zu entziehen; es gab bei uns Nichts, was mächtig genug in seinen Elementen gewesen wäre, um das Heinethum zu verschlingen. In Frankreich dagegen war der Sozialismus, jener Riese, der Alles zermalmte und in den weiten Faltenwurf seines Gewandes Alles aufnahm und es damit bauschte. Deshalb existirte das Heinethum in Frankreich nur; bei uns aber dominirte es. Hat es bei unseren überrheinischen Nachbaren seinen Karakter dadurch bewiesen, daß es sich an dem Zerstörungsprozeß des Bestehenden innig betheiligte, so war es doch ohne weitere Lebensfähigkeit, als dieser

Prozeß in der ersten Instanz beendigt war. Wir sind noch nicht so glücklich gewesen, mit unserem Zerstörungswerk zu Ende zu kommen; wir haben unter uns noch immer ein fortwucherndes Heinethum, welches in unserer Gesellschaft prickelt und mit seiner glaubenslosen Frivolität Alles zerfrißt, was Fäulniß verräth. Wie ein Ausschlag entzieht es neben edlen Säften auch die unreinen; aber schon ist der epidemische Karakter desselben verschwunden und wir wollen ihm Dank wissen, wenn er diejenige nothwendige Krankheit war, der nothwendig auch die Gesundheit folgt. Wir wollen alle Leiden, alle Schmerzen, alles Ungemach vergessen, welches er uns verursachte, wenn aus dem kranken und siechen Deutschland ein stolzes, freies und intelligentes Reich ersteht.

Dürfen wir diese Hoffnung wohl hegen? Wir glauben es wohl; denn die schönen Schmetterlinge entstehen ja aus häßlichen Puppen, und wo ein Phönix gen Himmel emporschwebt, da liegt Asche!

6.

Todtenehre.

Es war zur Zeit der großen Industrie-Ausstellung, als ich Paris wiedersah. Mit einem Freunde hatte ich den Père Lachaise besucht und auch das Grab Börne's. Wir sprachen so mancherlei über ihn, der da unten schlummerte; wir sprachen von Heinrich Heine — und ich dachte an Gérard de Nerval. Börne war todt, Gérard, der Unglückliche, war todt; nur Heinrich Heine lebte noch — im Sterben.

Als wir die Todtenstadt verlassen hatten, traten wir in eines jener Lokale an der Barriere, wo das Volk sich beim Wein zu sechs Sous und beim Tanz der Rotunde zu amüsiren pflegt. Das Orchester bestand aus Blechinstrumenten und man spielte die Melodie eines Walzers; da schwebten die Tänzer und Tänzerinnen; da wiegten sich die Leiber hinfort, und eng an einander gedrückt

drehten sich die lustigen Männer und die lustigen Mädchen nach dem tändelnden Tact der Melodie; — sonderbar! Börne war todt: die in ewigem Dreivierteltact ächzenden tiefen Baßtöne der Posaune brummten durch die halb heiteren, halb deutschträumenden Weisen; ich weiß nicht, weshalb ich dieses tiefe Baßgestöhne für die Seufzer des grollenden Börne hielt, mit denen er die tändelnde Musik des Lebenswalzers im Tact accompagnirte; mir schien es während der ganzen Melodie, als ächze und stöhne und brumme das glühende deutsche Herz Börne's zu dem lustigen Eyapopaya, welches über ihm vom Orchester des Lebens gespielt wurde — und Börne war doch todt! — Dann dachte ich unwillkührlich an Heine, der lebte. — Aus dem Walzer in dieser Taverne hörte ich seltsamer Weise auch das Gelächter und sehnsüchtige Klagen des sterbenden deutschen Aristophanes heraus; mir war es, als lache der Dichter der Lieder hohl und geisterhaft, als singe er mit diese koketten Weisen des Walzers und wäre das Todtengerippe,

das singt und fiedelt dazu.

Heute ist auch Heine gestorben; er ist todt wie Börne, todt wie Gérard; der Walzer des Lebens wird fortgespielt; man tanzt, man tändelt, man kost und wiegt sich fort in dem alten Tact — Heine, der nicht sterben zu können schien, ist heute wirklich todt!

Es ist wohl etwas Eigenthümliches, welches den Lebenden durchweht, wenn er mit drei Worten die größte Wahrheit des irdischen Daseins ausspricht: Er ist todt! Es rieselt ihm die ganze Vergangenheit und das My-

sterium der Zukunft durch die Brust und man fühlt, daß es keinen Tod für den Menschen giebt, und daß der Rasen, der den Staub bedecken soll, nicht des Menschen Bruder sein kann. Das Gedächniß wühlt instinctartig in der Asche des Todten und die Tugenden des Geschiedenen schlagen als neue Flammen heraus, um die düsteren kalten Mauern unseres Bewußtseins zu erleuchten. Der Tod ist ein erhabenes Mysterium, welches uns zeigt, wie das Schlechte des Menschen, sein Fleisch, der Zerstörung überliefert wird, während das Gute, seine Seele, weiterlebt. Wir würden vor uns selbst uns entsetzen, wenn wir einem Todten fluchen; wir sehen in dem Tödten nur den wahren Lebendigen.

Acht Jahre lang fast hatte die deutsche Nation Heinrich Heine wie einen Sterbenden beobachtet; man hatte an ein Wunder geglaubt, die kleine flackernde Flamme so lange in einem gestorbenen Körper sich nähren zu sehen. Als sie endlich erlöscht war, da fühlte man es erst, daß Heine in der That todt sei. Von dem Mitleide des Geschickes befreit, und nachdem die geistige Thätigkeit in dem Körper das letzte Fünkchen Nahrung aufgesaugt hatte, gießt sich über ihn eine Glorification des Todes aus, und die heiligen Weihrauchwolken nehmen den irdischen Dunst hinfort, von ihm wie von jedem Todten. Die Makel des Menschen verkleinern sich und die Tugenden werden vergoldet; die dem Heine'schen Karakter incarnirten Sünden verzeiht sehr gern die Mitwelt und noch mehr die Nachwelt: mit dem Menschen rechtet man nicht, wenn er Staub wird.

Aber das Urtheil, welches sich über der geschlossenen

Gruft jedes Menschen bildet, um den Leichenstein von Granit mit seiner Inschrift von Gold zu setzen, mißt zugleich den Nutzen ab, welchen der Gestorbene in den Tagen seiner Lebenskraft der Menschheit leistete. Der Menschheit zu dienen ist die Pflicht eines Jeden; die Menschheit hat das Recht und die Pflicht, diese Dienste zu vermerken, wenn sie beendigt sind. Heinrich Heine, der Dichter und Schriftsteller, darf nicht Heinrich Heine der Mensch sein; der erstere lebt, nur der zweite ist gestorben — dem literarischen Menschen gebührt keine Todtenehre!

In den letzten Jahren war es unter den fahrenden Schriftstellern Mode geworden, die „Matrazengruft" Heinrich Heine's in Paris zu besuchen und pflichtgetreu darüber der deutschen Nation Bericht zuerstatten. Auf der Folie des kranken Dichters legten sie kokett das Daguerreotyp ihrer eigenen Person, weil sie entweder der Folie und ihres kranken Glanzes nöthig hatten, oder weil sie die Freundschaft eines Genies in die Welt posaunen wollten, die immerhin etwas interessant zu machen pflegt. Es hatte mit der Frenndschaft Heinrich Heine's eine eigenthümliche Bewandtniß und nur Wenige sind es, denen sie nicht Kränkungen auferlegt hat. Pietät kannte Heine nicht, weder für Todte, noch für Lebende. „Wozu hat man denn seine Freunde, sagte er, wenn man nicht einmal einen Witz über sie machen kann?" — Das war ein Naturell Heine's, welches aus seiner Eitelkeit entsprang, die ihn nicht begreifen ließ, wie seine Freunde überhaupt Anstand nehmen könnten, seine Stiche ohne die innigste Rührung zu empfangen. Viele haben die

Freundschaft mit dem Dichter später verflucht, als dieselbe für sie so viel Leid gebar; der klägliche Zustand des Dichters ließ sie überdies noch in ihrem Zartgefühl Anstand nehmen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Viele sehnten sich dagegen nach der Freundschaft mit dem deutschen Voltaire, um durch den Reflex dieses Gestirnes sich selbst einigen Glanz zu verleihen und die Ehre zu haben, von ihrem „Freund Heine" begeifert zu werden. — Vielen hat der Verstorbene diesen Gefallen nicht erwiesen — sie waren für seinen poetischen Auswurf noch zu schlecht.

Es ist sonderbar, wie viel die Anhänger und Freunde des Dichters darauf legten, aus Heine den Chef einer Parthei zu machen, welche nichts Heiliges anerkannte. Sie begnügten sich nicht allein, daß Heine in seinen Schriften diese Grundsätze aufstellte, sondern sie wollten auch, daß er sein Leben nach diesen Grundsätzen eingerichtet habe. Sie setzten ihren Triumph darin, Heinrich Heine wie einen auf der Matraze genagelten Satan oder einen am Felsen der Sinnlichkeit geschmiedeten Prometheus bis hin zu seinen letzten Stunden zu schildern und beförderten auf alle Weise die Vorstellung, daß Heine im Angesichte seiner Qualen zufrieden mit der Theorie seines Lebens sei. Zur Ehre des Verstorbenen darf man dies nicht glauben; es giebt Beweise genug dafür, daß Heinrich Heine einen inneren Menschen hatte, der seinem äußeren nicht glich: er mochte es wohl verheimlichen wollen, weil er sich schämte, ein Mensch gleich anderen zu sein; dennoch aber besaß er den Gram, der uns fast Alle zu gewissen Stunden überrascht, wo das Unzureichende des bloßen Lebens hierunten erscheint. Es gab auch bei ihm Stunden, wo

er sein Leben als ein rein vergebliches, wo ihm sein Witz Thorheit, sein Geist Ohnmacht, seine beste That elend erschien; wo er sich wunderte, warum er geboren wurde und wo er inmitten der Menschheit sich allein fühlte. Das Haschen nach Effekt und die Sucht, den ganzen inneren Menschen dem Genuß und der Welt scheinbar aufzuopfern, verboten ihm sich so zu zeigen, wie er im Grunde war. Er höhnte die Welt am meisten, indem er sie in seinem Gemüthe verläugnete: aber weder Tugend noch Religion wurden von ihm im Inneren verachtet.*)

Die Touristen und fahrenden Literaten trachteten meistentheils nur danach, aus dem kranken Dichter ein Kuriosum zu machen und durch die Außerordentlichkeit desselben sich ein gewisses Verdienst zu erwerben. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Menschen aus dem Großen etwas Wunderbares und Alles gern zu etwas Ungeheuerem machen, weil sie es lieben, mehr als andere Menschen wissen zu wollen. So hat man auch mit den Satyren, Witzen und Bonmots aus Heine's Munde vielfach den größten Unfug getrieben. In den letzten Jahren war man deshalb in Deutschland keiner anderen Vorstellung von dem Dichter des Buches der Lieder geneigt, als zwei Drittheil seines Geistes direkt als Odem irgend eines Satans anzusehen und ihn selbst als einen, Gott und Menschen verhöhnenden, Dämon hinzustellen. Das große Publikum, dem immerfort von dem kranken Dichter, von seinem Ruhm und seinem Talent, seinen fürchterlichen Leiden und dem unerschöpflichen Witz inmitten grausamer

*) Siehe Anhang No. 5.

Schmerzen vorerzählt wurde, kam ganz unwillkührlich zu dem Begriff, daß ein mit solchen Leiden gefolterter Mann ein Teufel sein müsse, um über sich, über die Menschen, über alle Welt und selbst über Gott zu spotten.

Diesen Begriff muß man zerstören, weil er falsch ist. Es ist dies keine Vertheidigung des Dichters, sondern eine Würdigung, welche der Todte verlangt. Gerade seine ehemaligen Anhänger verfehmen heute das Andenken dieses Mannes und schmähen am Eifrigsten auf den, welchem sie sonst hündisch zu Füßen krochen; sie sind selbst so erbärmlich, die Krankheit und die furchtbaren Schmerzen des Dichters als eine gerechte Strafe des Himmels auszurufen. Wenn es dies sein sollte, so bemitleide man Denjenigen, dem schon auf Erden der Lohn seiner Sünden zu tragen geboten wird; wir werden dereinst *unsrem* Lohne nicht weniger entgehen. Man möge mit einem Gedanken an sich selbst die körperlichen Leiden Heinrich Heine's als eine Buße betrachten, die ihm das Schicksal auferlegt; aber man lästere nicht, indem man darüber triumphirt. Weder diese gemeinen Feinde, noch seine exaltirten Freunde werden das Urtheil über ein Talent bestimmen, welches mit seiner Größe beklagenswerthen Mißbrauch getrieben hat. Muß man als Richter die Verdächtigungen der einen Parthei zurückweisen, so auch die übertriebenen Anpreisungen der anderen. Heinrich Heine hat als Dichter Ruhm wie Wenige bei Lebzeiten genossen; was verlangt man noch, da ihm derselbe bleiben wird? — Es giebt für Jeden hienieden ein gewisses Maaß, und das wird weder zu klein noch zu groß gegeben. Der sittliche Mensch läßt mit dem Menschen auch

dessen Fehler sterben, und wer den Todten ehrt, übertreibt nicht seine Tugenden, sondern zollt ihnen einfach nur Gerechtigkeit. —

Am Morgen des achzehnten Februars 1856 trat der mitleidige Engel des Todes an Heine's Bett; er legte die Hand auf die Schläfen des Dichters und hauchte die flackernde Flamme seines Herzens aus. Heinrich Heine war endlich todt.

Er hatte den Tod seines Körpers bereits früher erlebt; jetzt starb nur sein Geist, welcher seltsamer Weise bisher in einer Hülle ohne Leben gewohnt hatte. Ehe dieser Geist nicht gleich einer Flamme vollständig ausgelöscht war, leuchtete er. Bis zu den letzten Stunden vermochte deshalb Heine noch zu arbeiten.

Es stand kein Priester an seinem Sterbebette und durch kein äußerliches Zeichen wurden die Ueberlebenden beruhigt, daß der Sterbende zu ihrer Gemeinschaft gehöre. Allein lag diese Dichterleiche — kein Katafalk, kein Altar, kein Todtenamt: der Lebende hatte gewußt, wie er sterben werde:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen;
Nichts gesagt und Nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Nach seinem Tode noch wollte der Dichter einen Hohn gegen das von Menschen Geheiligte schleudern, wie er es bei seinem Leben gethan hatte. Doch dieser Hohn war nur äußerlich; es war eine letzte Koketterie, eine zähe Konsequenz; — Heinrich Heine mag keiner Kirche dieser Welt gedient haben; aber er anerkannte die große

Kirche Gottes; er wollte den Segen eines Priesters abwehren; aber er sorgte wohl dafür, daß ihm in der letzten Stunde der Segen des Allmächtigen Vaters nicht fehle. Freigeist und mit seinen Worten und Aeußerlichkeiten Atheist, war er mit seinem Innern ausgesöhnt, seine Religion war in ihm fest und festgebildet. Er sorgte dafür, daß er ergeben die letzten Stunden und Viertelstunden seines Lebens zählte, daß Niemand seinen im Inneren gepflogenen Kultus störe; diese festen Worte, die er hier sprach: Dieu me pardonnera, c'est son metier, beweisen es, daß er wohl seine Sünden bekannte und wohl auf die Gnade seines Richters hoffte. Gott ist kein Betrüger; er hört die stummen Gebete einer Seele noch mehr, als die klagenden Worte eines Kleinmüthigen, der sich bei der Trennung vom Leben in seiner feigen Angst zu Allem versteht, um sich mit Gewalt einzureden, der Gott im Himmel müsse ihm vergeben.

Selbst ein äußeres Zeichen seiner Reue abzugeben, scheute er sich nicht im Gefühl des nahenden Todes. Er fühlte die Verpflichtung, auch der Welt gegenüber seine Irrthümer zu bekennen. In seinem Testamente, welches er kurz vor seinem Tode schrieb, klagt er sich selbst seiner Verirrungen an und hat den Muth für seine Pietätlosigkeit gegen „heilige Dinge," für seine literarischen Verstöße gegen die „Moral" und die „guten Sitten" bei dem „Einen und ewigen Gott" in tiefer Zerknirschung Abbitte zu thun. Dies Testament, welches seine schlechten Werke richtet, ist heute noch fast unbekannt und merkwürdiger Weise von seinen Freunden bisher sorgsam ignorirt. Wie

kommt es, daß man dies letztwillige Vermächtniß des Dichters der deutschen Nation vorenthält?

Dies Testament Heinrich Heine's söhnt mit dem Menschen vollständig aus; die letzten Worte eines Sterbenden erdrücken mit ihrem Gewicht alle Makel und Irrthümer des ganzen Lebens. Dies Testament dementirt zugleich die beklagenswerthen Schriften des Dichters, und wir können kraft dessen verlangen, daß man bei der Herausgabe der gesammelten Werke Heine's die Spreu von dem Weizen und das Gift von dem Nektar sondere. Konnte uns das Testament des Todten nicht abhalten, mit Strenge den Nutzen und Schaden abzumessen, den seine literarische Thätigkeit angerichtet, so geschah dies nur dem Allgemeinen gegenüber. Unsere Generation hat alles Gute und Schlechte des Hingeschiedenen kosten müssen, weil seine Schriften einen gewaltigen Einfluß auf unsere Zeit geübt; sie hat deshalb das erste Recht, darüber dankbar oder empört zu sein.

Wir dürfen mit Bestimmtheit die Zeit des Heine'schen Einflusses als vorübergegangen betrachten. Heinrich Heine selbst stand nicht so hoch, daß man nicht jetzt schon die ganze Tragweite seines Einflusses beurtheilen könnte. Wir finden überdies einen Thermometer dafür in der öffentlichen Meinung. In jedem Salon, auf dem Nipptisch jedes jungen Mädchens liegt das sauber eingebundene „Buch der Lieder"; doch wenig andere Werke des Dichters dieses ewig lebenden Buches findet man sonst. Liest man die übrigen Schriften Heinrich Heine's, so pflegen die Meisten es mehr heimlich, denn öffentlich zu thun, weil man nach der Lektüre den Karakter des Menschen zu

beurtheilen pflegt: es sind köstliche verbotene Früchte, die man genießt, und indem man dies vertraulich einem Freunde eingesteht, weiß man sehr wohl, daß er in unsere Unschuld, in unsere Naivetät und Sonntagsfeier der Gefühle bescheidene Zweifel setzen wird. Heute liest man noch diese Werke und zwar heimlich; nach zehn Jahren wird man sie nicht mehr lesen, wenn man auch den Prachtband der gesammelten und gesichteten Heine'schen Schriften in den Bücherspinden findet.

Dem todten Menschen Ehre zu erweisen war eine Pflicht; es ist das ehrwürdige und erhabene Gesetz der Nachwelt; dem todten Dichter, wiederholen wir, wird nur Gerechtigkeit gegeben. Heinrich Heine war der Dichter der Liebe, auf die schönste und lieblichste Weise, der Liebe jeder Art; der Tibull und der Raoul de Couci *Deutschlands*; sie war ihm eine himmlische Flamme und der Genuß bildet den Altar, auf dem sie brannte. Er sang wie die Welt singt; aber er schmückte auch die Häßlichkeit mit den Blumen seiner Poesie und bedeckte mit dem Gold seiner Worte auch unedle Wallungen. Hat er gestritten, so stritt er nur für die Welt, für Genuß, für Sinnlichkeit und Schwäche; sein Witz war ein großes Geschoß dazu und seine Hand sicher, den Pfeil in die Brust des Gegners zu senden. Mit diesem Geschoß zeigte er sich gern und jagte er gern; aber er erlegte die Beute wie ein Wilddieb und beachtete es nicht, daß er in den Feldern des Landmanns und Bürgers Verwüstungen anrichtete. —

Die Leiche Heinrich Heine's wurde auf dem kalkigen Kirchhof Mont Martre zur Gruft gebracht. Kein Priester, kein Trauergesang, kein Pomp begleitete sie von

der Erde in die Erde. Etwa hundert Personen, zu vier Fünftel Deutsche, folgten allein dem Sarge, welches einen großen deutschen Dichter in französische Erde trug. Den Trauerzug führten ein Freund des Todten, der französische Schriftsteller Paul Julia und Herr Cohen, Hauptredacteur des „Pays", der Schwager Heinrich Heine's. Lautlos wurde der Sarg in das Gewölbe gesetzt; — Alexander Dumas weinte heftig; Theophile Gauthier, Mignet, Paul de Saint-Viktor und Alexander Weill, und ein Kreis deutscher Journalisten und Schriftsteller standen an der Gruft ...

Nichts gesagt und Nichts gesungen.

— — — — — — — — — — — — —

Die deutsche Nation hat die Leiche Heinrich Heine's nicht bei sich; doch erbt sie allein das Schöne des Verblichenen und wirft seine Irrthümer mit in die Gruft der französischen Erde. Sein Monument ist hier, wenn auch nicht das Grab. Und wäre es nur um des Buches der Lieder willen — Heinrich Heine wird einen der schönsten Sterne an dem herrlichen Dichterhimmel Deutschlands bilden; er war ein deutscher Dichter und das Vaterland erbt seine Schätze. Ehe der Römer Ovid im Exile starb, vermachte er seine Asche den Sarmaten, — doch seinen Ruhm nur Rom.





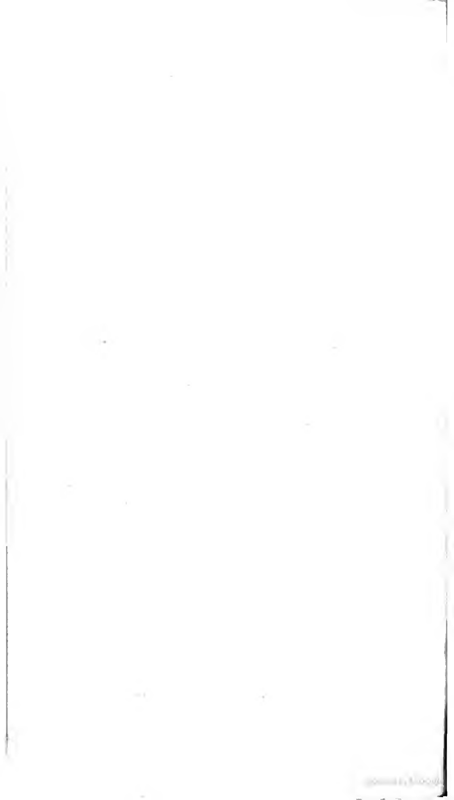
Anhang.

Aeltere, bisher nicht wieder abgedruckte

Dichtungen

von

Heinrich Heine.



Minnelieder.

1.

Minnegruss.

Wie du bist so schön und rein,
Wonnevolles Magedein,
Deinem Dienste ganz allein
Möcht' ich wohl mein Leben weih'n.

Deine süßen Aeugelein
Glänzen mild wie Mondesschein;
Helle Rosenlichter streu'n
Deine rothen Wängelein.

Und aus deinem Mündchen klein
Blinkt's hervor wie Perlenreih'n;
Doch den schönsten Edelstein
Hegt dein stiller Busenschrein.

Fromme Minne mag es sein,
Was mir drang in's Herz hinein,
Als ich weiland schaute dein,
Wunnevolles Magedein!

2.

Minneklage.

Einsam klag' ich meine Leiden,
Im vertrauten Schoos der Nacht;
Frohe Menschen muß ich meiden,
Fliehen scheu wo Freude lacht.

Einsam fließen meine Thränen,
Fließen immer, fließen still;
Doch des Herzens brennend Sehnen
Keine Thräne löschen will.

Einst ein lachend muntrer Knabe
Spielt' ich manches schöne Spiel,
Freute mich der Lebensgabe,
Wußte nie von Schmerzgefühl.

Denn die Welt war nur ein Garten,
Wo viel bunte Blumen blüh'n,
Wo mein Tagwerk Blumen-warten,
Rosen, Veilchen und Jasmin.

Träumend süß auf grüner Aue
Sah ich Bächlein fließen mild,
Wenn ich jetzt in Bächlein schaue,
Zeigt sich mir ein bleiches Bild.

Bin ein bleicher Mann geworden,
Seit mein Auge sie gesehn;
Heimlich weh ist mir geworden,
Wundersam ist mir gescheh'n.

Tief im Herzen hegt' ich lange
Englein stiller Friedensruh;
Diese flohen zitternd, bange,
Ihrer Sternenheimath zu.

Schwarze Nacht mein Aug' umdüstert,
Schatten drohen feindlich grimm;
Und im Busen heimlich flüstert
Eine eigen fremde Stimm'.

Fremde Schmerzen, fremde Leiden
Steigen auf mit wilder Wuth,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine fremde Glut.

Aber daß in meinem Herzen
Flammen wühlen sonder Ruh,
Daß ich sterbe hin vor Schmerzen —
Minne sieh! das thatest du!

3.

Sehnsucht.

Jedweder Geselle, sein Mädel am Arm,
Durchwandelt die Lindenreih'n;
Ich aber ich wandle, daß Gott erbarm,
Ganz mutterseel allein.

Mein Herz wird beengt, mein Auge wird trüb,
Wenn ein Andrer mit Liebchen sich freut.
Denn ich habe auch ein süßes Lieb,
Doch wohnt sie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab',
Ich trage nicht länger die Pein,
Ich schnüre mein Bündlein, und greife den Stab,
Und wandr' in die Welt hinein.

Und wandre fort manch hundert Stund',
Bis ich komm' an die große Stadt;
Sie prangt an eines Stromes Mund,
Drei keckliche Thürme sie hat.

Da schwindet bald mein Liebesharm,
Da harret Freude mein;
Da kann ich wandeln, feins Liebchen am Arm,
Durch die duftigen Lindenreih'n.

4.

Die weisse Blume.

In Vaters Garten heimlich steht
Ein Blümchen traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer so bleich.
Die bleiche Blume schaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leise spricht:
Lieb Brüderchen, pflücke mich!
Zu Blümchen sprech ich: Das thu' ich nicht,
Ich pflücke nimmermehr dich;
Ich such' mit Müh und Noth
Die Blume purpurroth.

Bleich Blümchen spricht: Such' hin, such' her,
Bis an deinen kühlen Tod,
Du suchst umsonst, find'st nimmermehr
Die Blume purpurroth;
Mich aber pflücken thu',
Ich bin so krank wie du.

So lispelt bleich Blümchen, und bittet sehr, —
Da zag' ich, und pflück' ich es schnell.
Und plötzlich blutet mein Herze nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Brust
Kommt stille Engellust.

O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher.

O Madonna! sonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in deinen Gluten glühend.

O Madonna! hör mich heut,
Gnadenvolle, Wunderreiche,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen.

Da thät sich ein schauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell sind auf einmal verschwunden;
Knabe nicht wußte wie ihm geschehn,
Hat Alles auf einmal umwandelt gesehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale,
Da saß Madonna, doch ohne Strahlen;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud'.

Und sieh! vom blonden Lockenhaupte
Sie selber sich eine Locke raubte,
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:
Nimm hin deinen besten Erdenlohn!

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?
Sahst du nicht die Farben wogen
Flammig an der Himmelsbläue?
Menschen nennen's Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,
Schlagen rauschend mit den Schwingen,
Flüstern wundersame Lieder,
Süßer Harmonien Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtglut ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

7.

Ständchen eines Mauren.

Meiner schlafenden Zuleima
Rinnt auf's Herz, ihr Thränentropfen;
Dann wird ja das süße Herzchen
Sehnsuchtsvoll nach Abdul klopfen.

Meiner schlafenden Zuleima
Spielt um's Ohr, ihr Seufzer trübe;
Dann träumt ja das blonde Köpfchen
Heimlich süß von Abduls Liebe.

Meiner schlafenden Zuleima
Ström' auf's Händchen, Herzblutquelle,
Dann trägt ja ihr süßes Händchen
Abduls Herzblut roth und helle.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Seufzer,
Und nur Blut aus Herzenswunde.



Sonette und vermischte Gedichte.

8.

An Aug. Wilh. von Schlegel.

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das woll't mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen.
O mög'st du's ferner noch so sorgsam warten,
Daß es als Baum einst zieren kann den Garten,
Der schönen Fee, die dich zum Liebling wählte.
Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wundersüßes Klingen,
Die Blumen sprechen, und die Bäume singen.

9.

Zufrieden nicht mit deinem Eigenthume,
Sollt' noch des Rheines Niblungshort dich laben,
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des Tago-Ufers Blume.
Der Tiber hast manch Kleinod du entgraben,
Die Seine mußte zollen deinem Ruhme, —
Du drangest gar zu Bramas Heiligthume,
Du wollt'st auch Perlen aus dem Ganges haben.
Du geitz'ger Mann, ich rath' dir sei zufrieden
Mit dem was selten Menschen ward beschieden,
Denk' an's Verschwenden jetzt, statt ans Erwerben.
Und mit den Schätzen, die du ohn' Ermüden
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben.

10.

An den Hofrath Georg S.

in Göttingen.

Stolz und gebietend ist des Leibes Haltung,
Doch Sanftmuth sieht man um die Lippen schweben,
Das Auge blitzt, und alle Muskeln beben,
Doch bleibt im Reden ruhige Entfaltung.
So stehst du auf dem Lehrstuhl, von Verwaltung
Der Staaten sprechend, und vom klugen Streben
Der Kabinette, und von Völkerleben,
Und von Germaniens Spaltung und Gestaltung.

Aus dem Gedächtniß lischt mir nie dein Bild!
In unsrer Zeit der Selbstsucht und der Rohheit,
Erquickt ein solches Bild von edler Hoheit.
Doch was du mir, recht väterlich und mild,
Zum Herzen sprachst in stiller trauter Stunde.
Das trag' ich treu im tiefen Herzensgrunde.

11.

An J. B. K.

Dein Freundesgruß konnt' mir die Brust erschließen,
Die dunkle Herzenskammer mir entriegeln:
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,
Und heimathliche Bilder mich begrüßen.
Den alten Rheinstrom seh' ich wieder fließen,
In seinem Blau sich Berg und Burgen spiegeln,
Goldtrauben winken von den Rebenhügeln,
Die Winzer klettern und die Blumen sprießen.
O, könnt' ich hin zu dir, zu dir Getreuer,
Der du noch an mir hängst, so wie sich schlingt
Der grüne Epheu um ein morsch' Gemäuer.
O, könnt ich hin zu dir, und leise lauschen
Bei deinem Lied, derweil Rothkehlchen singt,
Und still des Rheines Wogen mich umrauschen.

12.

Die Welt war mir nur eine Marterkammer,
Wo man mich bei den Füßen aufgehangen,
Und mir gezwickt den Leib mit glühenden Zangen
Und eingeklemmt in enger Eisenklammer.

Wild schrie ich auf, vor namenlosem Jammer,
Blutströme mir aus Mund und Augen sprangen, —
Da gab ein Mägdlein, das vorbeigegangen,
Mir schnell den Gnadenstoß mit gold'nem Hammer.
Neugierig sieht sie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.
Neugierig horcht sie wie mein Herz noch ächzet,
Musik ist ihr mein letztes Todesröcheln,
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln.

13.

Die Nacht auf dem Drachenfels.

An Fritz v. B.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoß flammte auf am Fuß' der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederkauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.
Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir sahn den Burggeist auf dem Thurme lauern,
Viel dunkle Ritterschatten uns umschauern,
Viel Nebelfrau'n bei uns vorüberfliegen.
Und aus den Trümmern steigt ein tiefes Aechzen,
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wuthgebrause. —
Sieh' nun, mein Freund, so eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

14.

An Fritz St.

In's Stammbuch.

Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrthen lobt man nur die dürren Pappeln,
Worein die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Gluth lobt man nur helles Flackern.
Vergebens wirst du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln, —
Verstehst du's nicht noch vor dem Ei zu gackern.
Auch mußt du wie ein Kampfstier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken schreiben lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern.
Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sei deiner Dichtung Hebel, —
Und bald wird dich die Gallerie vergöttern.

—

15.

An Franz v. Z.

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;
Ade, mein Bruder, denk mein in der Fern'!
Bleib' treu, bleib' treu der Poesie;
Verlaß das süße Bräutchen nie.
Bewahr in der Brust wie einen Hort
Das liebe, schöne, deutsche Wort. —

Und kommst du mal nach dem Norderstrand,
So lausche nur am Norderstrand;
Und lausche bis fern sich ein Klingen erhebt,
Und über die feiernden Fluthen schwebt.
Dann mag's wohl sein, daß entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied.
Dann greif' auch du in dein Saitenspiel
Und gieb mir süßer Kunden viel:
Wie's dir, mein trauter Sänger, ergeht,
Und wie's meinen Lieben allen ergeht,
Und wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches gesendet viel Glut hinein,
Die blühende Rose am blühenden Rhein!
Und auch vom Vaterland Kunde gieb;
Ob's noch das Land der treuen Lieb',
Ob der alte Gott noch in Deutschland wohnt,
Und Niemand mehr dem Bösen frohnt.
Und wie dein süßes Lied erklingt,
Und heitere Mähren hinüber bringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut sich der Sänger im Norderland.

16.

Die Lehre.

Mutter zum Bienelein:
„Hüt' dich vor Kerzenschein!"
Doch was die Mutter spricht,
Bienelein achtet nicht;

Schwirret um's Licht herum,
Schwirret mit Sum-sum-sum,
Hört nicht die Mutter schrei'n:
„Bienelein! Bienelein!"

Junges Blut, tolles Blut,
Treibt in die Flammenglut,
Treibt in die Flamm' hinein, —
„Bienelein! Bienelein!"

's Flackert nun lichterroth,
Flamme gab Flammentodt; —
Hüt' dich vor Mägdelein,
Söhnelein! Söhnelein!

17.

Traum und Leben.

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz,
Still trug ich mit mir herum den Schmerz.
Und als die Nacht kam, schlich ich fort
Zur blühenden Rose am stillen Ort.

Ich nahte mich leise und stumm wie das Grab;
Nur Thränen rollten die Wangen hinab;
Ich schaut' in den Kelch der Rose hinein, —
Da glomm's hervor wie ein glühender Schein. —

Und freudig entschlief ich beim Rosenbaum;
Da trieb sein Spiel ein neckender Traum:
Ich sah ein rosiges Mädchenbild,
Den Busen ein rosiges Mieder umhüllt.

Sie gab mir was hübsches, recht goldig und weich;
Ich trug's in ein goldenes Häuschen sogleich.
Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,
Da dreht sich ein Völkchen in zierlicher Rund.

Da tanzen zwölf Tänzer, ohn' Ruh und Rast,
Sie haben sich fest bei den Händen gefaßt;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.

Und es summt mir in's Ohr die Tanzmusik:
Die schönste der Stunden kehrt nimmer zurück,
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und diese Stunde ein Traum im Traum. —

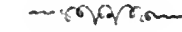
Der Traum war aus, der Morgen graut,
Mein Auge schnell nach der Rose schaut, —
O Weh! statt des glühenden Fünkleins steckt
Im Kelche der Rose ein kaltes Insekt.

18.

An Sie.

Die rothen Blumen hier und auch die bleichen,
Die einst erblüht aus blut'gen Herzenswunden,
Die hab' ich nun zum schmucken Strauß verbunden,
Und will ihn dir, du schöne Herrin, reichen.
Nimm huldreich hin die treuen Sangeskunden,
Ich kann ja nicht aus diesem Leben weichen,
Ohn' rückzulassen dir ein Liebeszeichen, —
Gedenke mein, wenn ich den Tod gefunden!

Doch nie, o Herrin, sollst du mich beklagen;
  Beneidenswerth war selbst mein Schmerzenleben —
  Denn liebend durft' ich dich im Herzen tragen.
Und größres Heil noch soll mir bald geschehen:
  Mit Geisterschutz darf ich dein Haupt umschweben,
  Und Friedensgrüße in dein Herze wehen.



Uebersetzungen aus Lord Byrons Werken.

19.

Manfred.*)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Eine gothische Halle. — Mitternacht. — Manfred allein.

Manfred.

Ich muß die Ampel wieder füllen, dennoch
Brennt sie so lange nicht, als ich muß wachen.
Mein Schlaf — wenn ich auch schlaf' — ist doch kein Schlaf;

*) Eine Notiz des Dichters in der ersten Sammlung seiner Gedichte lautet: Die Uebersetzung der ersten Scene aus „Manfred" und des „Gut Nacht" aus Childe Harold entstand erst voriges Jahr, und möge als Probe dienen, wie ich einige englische Dichter ins Deutsche zu übertragen gedenke. Die Lieder „Lebewohl" und „An Inez" sind weit früher, und zwar in unreifer, fehlerhafter Form, übersetzt, und wurden aus blos zufälligen Gründen hier abgedruckt.
Berlin, den 20. Nov. 1821. H. Heine.

Nur ein fortdauernd Brüten in Gedanken,
Die ich nicht bannen kann. Im Herzen pocht mir's
Gleich wie ein Wecker, und mein Aug' erschließt
Sich nur, einwärts zu schau'n. Und dennoch leb' ich,
Und trage Menschenform und Menschenantlitz.
Doch Kummer sollt' des Weisen Lehrer sein;
Der Schmerz macht weise, und wer's meiste weiß,
Den schmerzt am meisten auch die bittre Wahrheit:
Daß der Erkenntnißbaum kein Baum des Lebens!
Nun hab' ich jede Wissenschaft durchgrübelt,
Auch Weltweisheit, die Kräfte der Natur
Erforscht, und fühl' im Herzen die Gewalt,
Die solche dienstbar machen könnt' mir selber.
Doch frommt es nicht. — Den Menschen that ich Gutes,
Und mir geschah auch Gutes, selbst von Menschen.
Doch frommt' das nicht. — Ich hatte meine Feinde,
Ich sank vor keinem, mancher sank vor mir.
Doch frommt' es nicht. — Denn Gutes, Böses, Leben,
Macht, Leidenschaft, wie ich's bei Andern sehe,
Das war bei mir wie Regen auf den Sand,
Seit jener grausen Stund. Ich fürchte nichts,
Mich quält der Fluch, daß ich nichts fürchten kann,
Kein stärkres Pochen fühl', von Hoffnung, Wünschen,
Sehnsucht nach einem Wesen dieser Erde.
Mein Werk beginn'!

Geheimnißvolle Mächte!
Ihr Geister dieses unbegrenzten Weltalls!
Ihr, die ich stets gesucht in Licht und Dunkel!
Ihr, die den Erdball rings umwebt, und luftig
Im Hauche wohnt; Ihr, die als Lieblingsplätze
Euch ausgesucht die steilsten Bergesgipfel;
Ihr, die in Erd- und Meerabgründen hauset, —
Euch ruf' ich her kraft des geschriebnen Zaubers,

Der Euch mir unterjocht. Steigt auf! Erscheint!
(Pause.)
Sie zögern. — Ich beschwör' Euch bei dem Worte
Des Geisteroberhaupts, bei diesem Zeichen,
Das Euch erzittern macht, beim Willen dessen,
Der nimmer stirbt, — Steigt auf! Steigt auf! Erscheint!
(Pause.)
Sie zögern. — Geister in der Erd' und Luft!
Ihr sollt nicht spotten meiner. Ich beschwör' Euch
Bei noch viel mächt'grer Macht, beim Talisman,
Den ausgeheckt einst der verdammte Stern,
Der nun, ein Trümmerbrand zerstörter Welt,
Wie eine Höll' im ew'gen Raume wandelt;
Beim grausen Fluch, der meine Seel' belastet,
Bei dem Gedanken, der stets in mir lebt,
Und um mich lebt, beschwör' ich Euch. Erscheint!

(Ein Stern wird sichtbar im dunkeln Hintergrunde der Halle. Er bleibt stehen. Man hört eine Stimme singen.)

Erster Geist.

Mensch! Auf deines Wortes Schall
Stürmt' ich aus der Wolkenhall',
Die der Dämm'rung Hauch gebildet,
Die das Abendlicht vergüldet
Mit Carmin und Himmelbläu',
Daß sie mir ein Lusthaus sei.
Zwar sollt' ich gehorchen nimmer,
Dennoch ritt ich auf dem Schimmer
Eines Sternleins zu dir her;
Mensch! erfüllt sei dein Begehr.

Zweiter Geist.

Montblanc ist der König der Berge,
Die krönten schon längst seine Höh';

Auf dem Felsenthron sitzend, im Wolkentalar,
Empfing er die Kron' von Schnee.
Wie'n Gurt umschnallt seine Hüft' ein Wald,
Seine Hand die Lavine hält;
Doch vor dem Fall muß der donnernde Ball
Still stehn, wenn's mir gefällt.
Des Gletschers ruhlos kalte Mass'
Sinkt tiefer Tag für Tag;
Doch ich bin's, der sie sinken lass'
Und auch sie hemmen mag.
Ich bin der Geist des Berges hier,
Wollt ich's, er beugte sich,
Erzitternd bis zum Marke schier, —
Und du, was riefst du mich?

Dritter Geist.

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf schweigt,
Wo ein Fremdling der Wind ist
Und die Meerschlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muscheln durchschlingt, —
Wie wenn Sturm auf der Meerfläch'
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein stilles Corallhaus
Erdröhnte er schwer;
Denn der Wassergeist bin ich,
Sprich aus dein Begehr!

Vierter Geist.

Wo der Erschütt'rer schlummert
Auf Kissen von Gluth,
Wo die Pechström' aufwälzen

Die kochende Fluth,
Wo die Wurzel der Andes
Die Erde durchwebt,
Also tief wie ihr Gipfel
Zum Himmel aufstrebt,
Dort ließ ich die Heimath,
Dein Ruf riß mich fort, —
Bin Knecht deines Spruches,
Mein Herr ist dein Wort.

Fünfter Geist.

Mein Roß ist Wind, mit Geißelhieb
Treib' ich das Sturmgewühl;
Das Wetter, das dahinten blieb,
Ist noch von Blitzen schwül.
Mich hat gar schnell, über Land und Well,
Ein Windstoß hergebracht;
Die Flott', die ich traf, die segelt brav,
Doch sinkt sie noch heut Nacht.

Sechster Geist.

Mein Wohnhaus ist der Schatten süßer Nacht;
Was quälst du mich an's Licht mit Zaubermacht?

Siebenter Geist.

Vor Erdbeginn beherrschte ich
Den Stern, der nun beherrschet dich,
Das war ein Erdball hübsch belebt,
Wie keiner je die Sonn' umschwebt.
Sein Lauf war schön geregelt, kaum
Trug schönern Stern der Himmelsraum.
Da kam die Stunde — und er ward
Ein Flammenball unförm'ger Art,

Ein Schweifstern, der sich pfadlos schlingt,
Und Menschen schreckt und Unheil bringt,
Der nie ermattend rollt und schweift,
Und irrend ohne Laufbahn läuft,
Ein Tollbild, das da oben brennt,
Ein Ungeheu'r am Firmament!
Und du, dem dies ein Schicksalsstern,
Wurm, dem ich hohnvoll dien' als Herrn,
Du zwangst mich (mit der kurzen Macht,
Die dich am End' mir eigen macht)
Auf kurz hierher, wo zitternd gar
Hier diese schwache Geisterschaar
Mit einem Ding, wie du bist, schwätzt, —
Du, Sohn des Staubs, was willst du jetzt?

Die sieben Geister.

Erd, Weltmeer, Luft und Nacht, Gebirg und Wind,
Und auch dein Stern umstehn als Geister dich
Und harren deines Winkes, Menschenkind, —
Was will von uns der Sohn des Staubes, sprich?

Manfred.

Ich will vergessen —

Erster Geist.

Was — und wie — warum?

Manfred.

Was in mir ist will ich vergessen, leset's
In mir — Ihr kennt's, und ich kann's nimmer sagen.

Geist.

Nur was wir haben können wir dir geben,
Verlange Gegenstände, Herrschaft, Weltmacht,

Ganz oder nur ein Theil, verlang' ein Zeichen,
Das dir die Elemente dienstbar macht,
Die wir regieren, jedes, all dergleichen
Sei dein.

Manfred.

Vergessen, Selbstvergessenheit —
Könnt Ihr nicht schaffen dies aus dunklen Reichen,
Ihr, die mir prahlerisch so vieles bietet?

Geist.

In unsrer Macht steht's nicht; es seie denn —
Du stürbest jetzt.

Manfred.

Wird mir's der Tod gewähren?

Geist.

Wir sind unsterblich und vergessen nicht;
Wir leben ewig, und Vergangnes ist uns
Mitsammt der Zukunft gegenwärtig. Siehst du?

Manfred.

Ihr höhnt mich; doch die Macht, die Euch hierherzwang
Gab Euch in meine Hand. Höhnt nicht, ihr Knechte!
Die Seel', der Geist, der promethe'sche Funken,
Die Flamme meines Lebens ist so leuchtend,
Durchglüh'nd, und weithinblitzend wie die Eure,
Giebt der nichts nach, obgleich in Staub gekleidet.
Gebt Antwort! sonst beweis' ich, wer ich bin.

Geist.

Die alte Antwort g'nügt; die beste Antwort
Sind deine eignen Wort'.

Manfred.

Erklär' die Rede.

Geist.

Wenn, wie du sagst, dein Wesen unserm gleicht,
So hattest du schon Antwort, als wir sagten:
Was Tod die Menschen nennen, bleibt uns fremd.

Manfred.

So rief ich Euch umsonst aus Euren Reichen,
Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geist.

Sprich,
Was wir vermögen, bieten wir, dein sei's;
Besinn' dich eh' du uns entläßt, frag' nochmals, —
Macht, Herrschaft, Kraft, Verlängrung deiner Tage —

Manfred.

Verflucht! was habe ich zu thun mit Tagen?
Sie sind mir jetzt schon allzulang, — fort! fort!

Geist.

Gemach! sind wir mal hier, kann's doch dir nützen,
Besinn dich, giebt's denn gar nichts, das wir könnten
Nicht ganz unwerth in deinen Augen machen?

Manfred.

Nein, nichts; doch bleibt, — ich möcht' wohl, eh' wir scheiden,
Euch schaun von Angesicht zu Angesicht.
Ich höre Eure Stimmen, süß und schmachtend,
Wie Harfentöne auf dem Wasser, immer
Steht leuchtend vor mir jener klare Stern;
Doch anders nicht. Kommt näher wie Ihr seid,
Kommt all, kommt einzeln, in gewohnten Formen.

Geist.

Wir tragen keine Formen, außer die
Des Elements, wovon wir Seel' und Urgeist;
Wähl' die Gestalt, worin wir kommen sollen.

Manfred.

Ich wählen! Giebt's ja keine Form auf Erden,
Die häßlich oder reizend wär' für mich.
Eu'r Mächtigster mag wählen sich ein Antlitz,
Das ihm das beste dünkt. Erschein'!

Siebenter Geist (Erscheint in der Gestalt eines schönen Weibes.)

Sieh her!

Manfred.

O Gott! Wenn's so sein soll, und Du kein Wahnbild
Und auch kein Blendwerk bist, so könnt' ich dennoch
Recht glücklich sein, — Umarmen will ich Dich,
Wir wollen wieder — (die Gestalt verschwindet.)
'S Herz ist mir zermalmet.
(Manfred stürzt besinnungslos nieder.)

(Eine Stimme spricht folgenden Zauberbann:)

Wenn der Mond im Wasser schwimmt,
Und im Gras der Glühwurm blinkt,

Wenn am Grab das Dunstbild glimmt,
Und im Sumpf das Irrlicht winkt,
Wenn Sternschnuppen niederschießen,
Und sich Eulen krächzend grüßen,
Wenn, umschattet von den Höh'n,
Baum und Blätter stille stehn,
Dann kommt meine Seel' auf dich,
Und mein Zauber reget sich.

Schläfst du auch mit Augen zu,
Findet doch dein Geist nicht Ruh,
Schatten drohn, die nie erbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen;
Von geheimer Macht umrauscht,
Bist du nimmer unbelauscht;
Bist wie leichentuchumhängt,
Wie von Wolken eingezwängt;
Sollst jetzt leben immerfort
Hier in diesem Zauberwort.

Siehst mich zwar nicht sichtbarlich,
Dennoch fühlt dein Auge mich,
Als ein Ding, das unsichtbar
Nah dir ist, und nahe war;
Und wenn's dir dann heimlich graust,
Und du hastig rückwärts schaust,
Siehst du staunend, daß ich nur
Bin der Schatten deiner Spur,
Und verschweigen muß dein Mund
Jene Macht, die dir ward kund.

Und ein Zaubersang und Spruch
Hat dein Haupt getauft mit Fluch;

Und ein Luftgeist voller List
Legt dir Schlingen, wo du bist;
In dem Wind hörst du ein Wort,
Das dir scheucht die Freude fort;
Und die Nacht, so still und hehr,
Gönnt dir Ruhe nimmermehr;
Und des Tages Sonnenschein
Soll dir unerträglich sein.

Aus deinen Thränen falsch und schlau
Kocht' ich ein tödtliches Gebrau;
Aus deines Herzens schwarzem Quell
Preßt' ich des schwarzen Blutes Well';
Aus deines Lächelns Falt' ich zog
Die Schlang', die dort sich ringelnd bog;
Aus deinem Mund nahm ich den Reiz,
Den Hauch des allerschlimmsten Leids;
Ich prüft' manch Gift, das mir bekannt,
Doch deins am giftigsten ich fand.

Bei deines Schlangenlächelns Mund,
Eiskaltem Herzen, Arglistschlund,
Bei deinem Aug', scheinheilig gut,
Bei deiner Seel' verschloss'ner Wuth,
Bei deiner Kunst, womit du gar
Dein Herz für menschlich gabest dar,
Bei deiner Lust an fremdem Leid,
Bei deiner Cainsähnlichkeit,
Hierbei verfluch' ich dich Gesell:
Sei selber deine eigne Höll!

Und auf dein Haupt gieß' ich den Saft,
Der dir ein solch Verhängniß schafft;

Schlafen nicht und Sterben nicht
Gönnt dein Schicksal dir, du Wicht;
Sollst den Tod stets nahe schau'n,
Freudig zwar und doch mit Grau'n.
Sieh, der Zauber schon umringt dich,
Klanglos seine Kett' umschlingt dich;
Auf dein Herz und Hirn zugleich
Kam der Spruch — verwelk', verbleich!

20.

Lebewohl!

Befreundet waren weiland ihre Herzen,
Doch Lästerzungen können Wahrheit schwärzen;
Und die Beständigkeit wohnt nur dort oben:
Und dornig ist das Leben, und die Jugend
Ist eitel; und entzweit sein mit Geliebten,
Das kann wie Wahnsinnschmerz im Hirne toben!

* * *

Doch nie fand sich ein Mittler diesen beiden,
Der heilen wollte ihrer Herzen Leiden.
Genüber standen sich die Schmerzgestalten,
Wie Klippen, die des Blitzes Strahl gespalten.
Ein wilder, wüster Strom fließt jetzt dazwischen;
Doch aller Elemente zorn'ge Schaar
Vermag wohl nimmer gänzlich zu verwischen
Die holde Spur von dem, was einstens war.
(Aus Colridge's Christabel.)

21.

Lebe wohl, und sei's auf immer!
Sei's auf immer, lebe wohl!
Doch, Versöhnungslose, nimmer
Dir mein Herze zürnen soll.

Könnt' ich öffnen dir dies Herze,
Wo dein Haupt oft angeschmiegt
Jene süße Ruh gefunden,
Die dich nie in Schlaf mehr wiegt!

Könntest du durchschau'n dies Herze
Und sein innerstes Gefühl!
Dann erst säh'st du: es so grausam
Fortzustoßen war zu viel.

Mag sein, daß die Welt dich preise,
Und die That mit Freuden seh', —
Muß nicht selbst ein Lob dich kränken,
Das erkauft mit fremdem Weh'?

Mag sein, daß viel Schuld ich trage;
War kein andrer Arm im Land,
Mir die Todeswund' zu schlagen,
Als der einst mich lieb umwand?

Dennoch täusche dich nicht selber,
Langsam welkt die Liebe bloß,
Und man reißt so raschen Bruches
Nicht ein Herz vom Herzen los.

Immer soll dein Herz noch schlagen,
Meins auch, blut' es noch so sehr;
Immer lebt der Schmerzgedanke:
Wieder sehn wir uns nicht mehr!?

Solche Worte schmerzen bitt'rer,
Als wenn man um Todte klagt;
Jeder Morgen soll uns finden
Im verwittwet' Bett erwacht.

Suchst du Trost, wenn's erste Lallen
Unsres Mägdleins dich begrüßt:
Willst du lehren „Vater" rufen,
Sie, die Vaters Huld vermißt?

Wenn umarmt von ihrem Händchen,
Dich ihr süßer Kuß entzückt,
Denke sein, der fern dich liebet,
Den du liebend einst beglückt!

Wenn du schaust, daß ihr Gesichtlein
Meinen Zügen ähnlich sei,
Zuckt vielleicht in deinem Herzen
Ein Gefühl, das mir noch treu.

Alle meine Fehltritt kennst du,
All mein Wahnsinn fremd dir blieb;
All mein Hoffen, wo du gehn magst,
Welkt, — doch geht's mit dir, mein Lieb.

Jed' Gefühl hast du erschüttert;
Selbst mein Stolz, sonst felsenfest,
Beugt sich dir, — von dir verlassen,
Meine Seel' mich jetzt verläßt.

Doch was helfen eitel Worte, —
Kommt ja gar von mir das Wort!
Nur entzügelte Gedanken
Brechen durch des Willens Pfort'.

Lebe wohl! ich bin geschleudert
Fort von allen Lieben mein,
Herzkrank, einsam und zermalmet, —
Tödtlicher kann Tod nicht sein!

22.

An Inez.

Childe Harold. Erster Gesang.

O, lächle nicht ob meinen finstern Brauen,
Das Wiederlächeln wird mir gar zu schwer!
Doch Thränen mögen nie dein Aug' bethauen,
Umsonst geweinte Thränen nimmermehr.

O, forsche nicht von jenem Schmerz die Kunde,
Der nagend Freud und Jugend mir zerfrißt.
Enthülle nicht die tiefgeheime Wunde,
Die du sogar zu heilen machtlos bist.

Es ist kein Liebesweh, es ist kein Hassen,
Es ist kein Schmerz getäuschter Ruhmbegier,
Was stets mich treibt, das Liebste zu verlassen,
Was mir die Gegenwart verekelt schier.

Es ist ein Ueberdruß, der mich erdrücket,
Bei allem was ich hör', und seh', und fühl'.
Denn keine Schönheit giebt's, die mich entzücket,
Kaum noch ergötzt mich deiner Augen Spiel.

Es ist die düst're Glut, die stets getragen,
In tiefer Brust, der ew'ge Wandersmann,
Der nirgendwo sich kann ein Grab erjagen,
Und doch im Grab nur Ruhe finden kann.

Welch Elend kann sich selbst entfliehn? Vergebens
Durchjag' ich rastlos jedes fernste Land,
Und stets verfolget mich der Tod des Lebens,
Der Teufel, der „Gedanke" wird genannt.

Doch andre seh' ich die sich lustig tauchen
In jenes Freudenmeer, dem ich entwich;
O möge nie ihr schöner Traum verrauchen,
Und keiner mög' erwachen so wie ich!

Noch manchen Himmelsstrich muß ich durcheilen,
Verdammt noch manches Mal zurück zu sehn;
Nur ein Bewußtsein kann mir Trost ertheilen:
Was auch gescheh', das Schlimmst' ist mir geschehn.

Was ist denn dieses Schlimmste? Laß die scharfen,
Die scharfen Stachelfragen lasse fort!
O lächle nur, — doch such' nicht zu entlarven
Ein Männerherz, zu schaun die Hölle dort.

23.

Gut' Nacht.

Childe Harold. Erster Gesang.

Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimath dort.
Der Nachtwind seufzt, wir rudern schwer,
Scheu fliegt die Möve fort.

Wir segeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Leb wohl, du schöne Sonn' und du,
Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Auf's neu' steigt bald die Sonn' heran,
Gebährend Tageslicht;
Nur Luft und Meer begrüß' ich dann,
Doch meine Heimath nicht.
Mein gutes Schloß liegt wüst und leer,
Mein Heerd steht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort'.

Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinst du, armes Kind?
Fürcht'st du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?
Wisch' nur vom Aug' die Thräne hell,
Das Schiff ist fest gefügt,
Kaum fliegt der beste Falk so schnell
Wie unser Schifflein fliegt.

„Laß brausen Flut, laß heulen Wind,
Mich schreckt nicht Wind, nicht Flut;
Sir Childe viel andre Ding' es sind,
Weßhalb ich schlimmgemuth;
Denn ich verließ den Vater mein,
Und auch die Mutter traut;
Mir blieb kein Freund als du allein,
Und der dort oben schaut.

„Lang segnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht sehr.

Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis daß ich wiederkehr'."
Still, still, mein Bub', dich zieret hold
Im Auge solche Thrän',
Hätt' ich dein schuldlos Herz, man sollt'
Auch meins nicht trocken seh'n.

Komm her, komm her, mein Schloßdienstmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürcht'st du der Franzmann käm' heran,
Durchfröstelt dich die Nacht?
„Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht so bang!
Doch denkt er an sein fernes Weib
Wird bleich des Treuen Wang'!

„Am Seerand, wo dein Stammschloß ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind;
Wenn nun der Bub' nach Vater fragt,
Was sagt sie ihm geschwind?"
Still! still, mein wackrer Schloßdienstmann,
Man ehre deinen Schmerz;
Doch ich bin leichtrer Art, und kann
Entflieh'n als sei's ein Scherz.

Ich traue Weibesseufzern nicht!
Ein frischer Buhlertroß
Wird trocknen jenes Auge licht,
Das jüngst noch überfloß,
Mich quälet kein' Erinn'rung süß,
Kein Sturm, der näher rollt;
Mich quält nur, daß ich nichts verließ,
Weshalb ich weinen sollt'.

Und nun schwimm' ich auf weitem Meer,
Bin einsam in der Welt: —
Sollt' ich um andre weinen sehr,
Da mir kein Thränlein fällt?
Mein Hund heult nur, bis neue Speis'
Ein neuer Herr ihm reicht;
Kehr' ich zurück und nah ihm leis' —
Zerfleischt er mich vielleicht.

Mit dir, mein Schiff, durchsegl' ich frei
Das wilde Meergebraus;
Trag' mich nach welchem Land es sei,
Nur trag mich nicht nach Haus.
Sei mir willkommen Meer und Luft!
Und ist die Fahrt vollbracht,
Sei mir willkommen Wald und Kluft!
Mein Vaterland — gut' Nacht!



Berlin, Druck von W. Bürenstein.

